

Wege aus der Zerstörung

Predigthilfe zum 27. Januar 2003 – Gedenktag für
die Opfer des Nationalsozialismus

(Mt 8,5-13)



Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Inhalt

- 3 Vorwort, *Jörg Lüer*
5 Geleitwort, *Hans Koschnick*
- I. Wege aus der Zerstörung**
- 8 Exegese und Predigtmeditation zu Mt 8,5-13, *Matthias Loerbroks*
18 Überlegungen zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus im Rahmen eines Gottesdienstes am dritten Sonntag nach Epiphania, *Irene Pabst*
22 Liturgievorschlag zum dritten Sonntag nach Epiphania, *Silke Alves, Irene Pabst*
28 Zeugnis und Erinnerung:
drei autobiographische Berichte von Opfern der nationalsozialistischen Verfolgung
28 »Hoffnung muss man haben, Zeichen der Hoffnung gibt es«, *Tadeusz Szymanski*
31 Gottesdienstfaltblatt
36 Mein Platz im Park, *Marga L. Randall*
39 Der Tausch der Nummern, *Otto Rosenberg*
- II. Die Versöhnungsarbeit von ASF**
- 44 »Wir sind doch alle etwas anders ...«, *Dorothea Warneck*
47 Die Mühe ist nicht umsonst –
Entschädigungen für ehemalige russische Zwangsarbeiter, *Albert Rühling*
49 Begegnungen in Wolgograd, *Martin Müller*
52 Bücher – und was sie nicht vermitteln können, *Michael Herold*
57 Begegnung mit Geschichte – ein Weg in die Zukunft, *Hartmut Ziesing*
61 Autoren/innen-Verzeichnis
62 Wanderausstellung: Bilder im Kopf. Auschwitz/Oświęcim – einen Ort sehen
63 Info über ASF
64 Kollektenbitte

Abbildungen: Titelseite: auf dem Gelände der Schoa-Gedenkstätte in Jerusalem »Yad Vashem« (Johannes Zerger); 7: das Tal der Gemeinden auf dem Gelände der Schoa-Gedenkstätte in Jerusalem »Yad Vashem« (Johannes Zerger); 28: Tadeusz Szymanski (ASF-Archiv); 30: Eingang zum Konzentrationslager Auschwitz (Bilder im Kopf. Auschwitz/Oświęcim – einen Ort sehen, 37); 36: Marga Randall, geb. Silbermann im Körner-Park in Berlin; 38: der Pass von Marga Randall, geb. Silbermann, (Marga Randall); 40: Otto Rosenberg (Petra Rosenberg); 41: von KZ-Häftlingen benutztes Essbesteck (Bilder im Kopf. Auschwitz/Oswiecim – einen Ort sehen, 17); 43: Der ASF-Freiwillige Martin Müller mit dem ehemaligen Zwangsarbeiter Gregorj I. und Erik Radisch (Martin Müller); 53: Michael Herold und Hilda (Michael Herold)

Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser,

»Wege aus der Zerstörung«, das heißt, Schritt für Schritt den konkreten Neuanfang in den Beziehungen zu den anderen, aber auch zu sich selbst zu suchen, das heißt, ein Bewusstsein von der Prägung und Beschädigung zu entwickeln, die die Zerstörung durch Nationalsozialismus und Schoa bis heute bewirkt. Wer diese Wege beschreitet, die auf eine Versöhnung zielen, auf die zu hoffen so notwendig wie gewagt – zuweilen anmaßend – zugleich ist, benötigt im letzten Gottvertrauen.

Die »Wege aus der Zerstörung« kommen nicht ohne die Fragen nach den Wegen in die Zerstörung aus. Die Auseinandersetzung mit der Verstrickung der eigenen religiösen, sozialen und politischen Zusammenhänge in die Entstehung und Wirklichkeit des Nationalsozialismus ist unentbehrlich. Dabei kommt der Frage nach Antijudaismen in Theologie und Kirche eine bleibend wichtige Rolle zu. Der Balken im eigenen Auge ist für gewöhnlich größer als wir annehmen.

Der entscheidende Schritt wird aber gemacht, wenn wir nicht unsere Probleme in den Mittelpunkt stellen, sondern wenn es gelingt, sich für die Geschichten der »Anderen«, speziell der Opfer und Überlebenden, und für ihre Bedürfnisse zu öffnen. Dass sich diese Geschichten der einfachen Zusammenfassung entziehen und nicht auf einen simplen und sodann »sozio-technisch« einfach zu handhabenden Nenner zu bringen sind, mag ein wichtiges Irritationsmoment sein. Die Berichte in dieser Publikation sollen in diesem Sinne einigen Überlebenden Gehör verschaffen. Die Berichte der Freiwilligen, die im Rahmen ihres Dienstes mit Überlebenden zusammenarbeiten, sind konkrete Zeichen, dass nach dieser Geschichte, der wir am 27. Januar gedenken, dennoch Begegnung in einem umfassenden Sinne möglich sind, die Zerstörung nicht das letzte Wort behalten muss. Mehr noch: Diese Begegnungen werden nicht selten zum Ausgangspunkt neuer Gemeinsamkeit.

Nichtsdestoweniger ist allen Hoffnungszeichen zum Trotz der 27. Januar ein Tag, an dem wir zuvörderst der Geschichten und der Leiden derer gedenken, die ermordet wurden. Das Gespräch mit den Überlebenden führt immer auch zu dem Punkt, dass alles Leben und Überleben vor dem Hintergrund massenhaften Mordens und Sterbens geschah und geschieht. Der Stachel dieser Erinnerung im faulen Fleisch unserer Gegenwart sollte unseren Blick für den tiefen existentiellen Ernst von Zerstörung schärfen. Jedes »Es wird schon wieder« verkommt unmittelbar zum billigen Trost. Wir sind es den Opfern, den Überlebenden und nicht zuletzt uns selbst schuldig, uns nicht damit zufrieden zu geben.

Ich hoffe, dass wir mit dieser Predigthilfe zum Nachdenken über unsere immer noch nachwirkende Vergangenheit anregen können und dass wir Ihnen mit dieser Predigthilfe bei der schwierigen und wichtigen Aufgabe, einen Gottesdienst zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus zu gestalten, behilflich sein können.

Jörg Lür

stellvertretender Vorsitzender von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Impressum:

Ausgabe: November 2002

Auflage: 10 000

Herausgeber: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V., Auguststraße 80, 10117 Berlin, Telefon (030) 28395184, Fax (030) 28395135, e-mail: asf@asf-ev.de

Internet: <http://www.asf-ev.de>

Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft Berlin, Nr. 311 37-00, BLZ 100 205 00

Redaktion: Irene Pabst (verantwortlich)

Satz, Layout, Druck: take offset-druck, Berlin

Geleitwort

Der 27. Januar ist seit 1996 offizieller Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus. An dem Tag, der symbolisch den Beginn des Endes des deutschen Schreckensregimes markiert, gedenken wir der Millionen Menschen, die aufgrund der antisemitischen, rassistischen und menschenverachtenden Ideologie der Nazis auf grausamste Weise ermordet wurden. Den Deportierten wurde in den Konzentrationslagern zuerst ihre Menschenwürde und dann ihr Leben genommen. Für einige wenige wurde der 27. Januar 1945 zu einem Tag der Befreiung und ermöglichte ihnen den Beginn eines neuen Lebens. Es grenzt an ein Wunder, dass die psychisch und physisch gebrochenen Opfer, oft die einzigen Überlebenden einer ganzen Familie, zu einem neuen Leben finden konnten. Ihr Leben blieb und bleibt jedoch für immer geprägt von der traumatischen Zerstörung, die sie erfahren haben. Das gilt auch für das Leben ihrer Kinder und Kindeskiner. Die Wunden sind oft äußerlich nicht zu sehen und werden oft jahrelang unter der Oberfläche verborgen, aber der Schmerz bricht immer wieder und oft unerwartet auf.

Für die Mehrheit kam die Befreiung am 27. Januar 1945 zu spät. Von ihnen blieben nur die Berge von Kleidern, Schuhen und abgeschnittenen Haaren – Bilder, die wir aus Gedenkstätten, Filmen und Geschichtsausstellungen kennen. Bilder, die uns berühren und erschüttern, die jedoch die dahinterstehenden persönlichen Schicksale nur ahnen lassen. Auschwitz, das zum Synonym für die Gräueltaten im Holocaust geworden ist, konfrontiert uns mit einem totalen Bruch in der Geschichte der westlichen Zivilisation. Viele hat der Glaube an die Unmöglichkeit einer derartigen Vernichtungsaktion im »Land der Dichter und Denker« von einer rettenden Flucht abgehalten. Der Bruch zeigt gleichzeitig die Ambivalenz der westlichen Kulturgeschichte, denn erst die Moderne hat die geistigen und technischen Voraussetzungen für den industriellen Massenmord geschaffen.

Angesichts der Abgründe dessen, wozu Menschen fähig sind, stellt sich die Frage nach dem Umgang damit. Sie stellt sich jeder Generation aufs Neue. Die Frage: »Warum habt ihr das nicht verhindert?« haben die Nachkommen der Tätergeneration in ihren eigenen Familien immer wieder gestellt. Dadurch haben sie einen schmerzhaften, aber heilsamen Prozess in Gang gesetzt. Denn das Vergangene wirkt nicht nur auf der Seite der Opfer bis in die Gegenwart, sondern auch auf der Seite der Täter und Täterinnen und ihrer Nachkommen, auf der die Versuche der Verdrängung noch viel stärker waren. Die Frage nach persönlicher Mitverantwortung für das, was damals geschah, ist eine wichtige Form der Auseinandersetzung – auch heute noch. Aber sie kann nur von denen beantwortet werden, die damals erwachsen waren und als Sub-

jekte für ihr Handeln und Verhalten verantwortlich gemacht werden können. Für die zweite und dritte Generation geht es nicht darum, sich stellvertretend für ihre Eltern und Großeltern schuldig zu fühlen, sondern darum, angesichts einer in der Gegenwart vielfältig fortwirkenden Geschichte die ethische und politische Verantwortung dafür zu übernehmen, dass etwas Ähnliches nicht noch einmal geschehen kann.

Die Einsicht, dass die Erinnerung der Vergangenheit lebenswichtig für unsere Gegenwart und Zukunft ist, hat Roman Herzog in seiner Rede anlässlich der Einrichtung des Gedenktages 1996 unmissverständlich deutlich gemacht: »Zunächst darf das Erinnern nicht aufhören; denn ohne Erinnerung gibt es weder Überwindung des Bösen noch Lehren für die Zukunft.« Antisemitismus und Rassismus sind auch in unserer heutigen Gesellschaft präsent. Die erschreckend hohe Zahl an jungen Menschen, die mit rechtsextremem Gedankengut sympathisieren, die nach wie vor hohe, in der Öffentlichkeit kaum zur Kenntnis genommene Zahl rassistisch motivierter Gewalttaten, aber auch Versuche von Politikern, den Antisemitismus im Dienste des Wahlkampfes wieder salonfähig zu machen, zeigen, wie nötig Erinnerungsarbeit ist. Sie dient der Erhaltung der Würde und Rechte für alle Menschen.

Die Aufgabe der Erinnerungsarbeit ist uns allen aufgetragen, sie ist nicht allein eine Aufgabe der Forscher und Politiker. Sie findet in Schulen, Bildungseinrichtungen und Gedenkstätten statt, sie wird konkret und praktisch in der Begegnung mit Überlebenden, im Hören auf ihr Zeugnis oder in Projekten, die sich mit der jeweiligen Geschichte eines Ortes zur Zeit des Nationalsozialismus beschäftigen. Auch die Arbeit von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste mit Überlebenden des Holocaust, die in diesem Heft dokumentiert ist, ist ein Beitrag zur Erinnerungsarbeit. »Auschwitz geht uns alle an«, wie die Theologin Mary Knutsen sagt, »nicht aus einer fernen, zurückliegenden Vergangenheit, sondern aus der Mitte unseres geschichtlichen, kulturellen und religiösen Selbstverständnisses heraus.« Das Gedenken der immer noch präsenten Geschichte in einem Gottesdienst ist eine Chance, sich der schmerzhaften Erinnerung an das dunkelste Kapitel unserer Geschichte zu stellen, und nach Wegen aus der Zerstörung zu suchen, ohne sie zu verdrängen. Wo der Wille zu einem verantwortlichen Umgang mit der Vergangenheit da ist, ist auch Hoffnung auf Aussöhnung möglich. »Hoffnung muß man haben, Zeichen der Hoffnung gibt es«, schrieb der kürzlich verstorbene ehemalige KZ-Häftling Tadeusz Szymanski in seinem autobiographischen Bericht. Hoffnung auf Aussöhnung ist nur deshalb möglich, weil Menschen wie er bereit waren, uns die Hand zur Versöhnung zu reichen.

Hans Koschnick, Vorsitzender von Gegen Vergessen. Für Demokratie

I. Wege aus der Zerstörung



Exegese und Predigtmeditation zu Matthäus 8,5-13

Matthias Loerbroks

Vorbemerkung

Am 27. Januar 1945 erreichte die Rote Armee das Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau und befreite die überlebenden Häftlinge, die nicht auf Todesmärschen weiter nach Westen gezwungen worden waren. Seit einigen Jahren wird dieser Befreiung gedacht – und damit des organisierten Massenmords an Millionen Juden und Jüdinnen und anderen mit rassistischen Motiven Verfolgten, vor allem Sinti und Roma, an Homosexuellen, an politisch oder religiös definierten Feinden, an Behinderten. Bei diesem Gedenken geht es also nicht nur, aber vor allem um die Schoa, für die Auschwitz ein sprechendes Wort, ein gellender Name geworden ist. Am 20. Januar jährt sich zudem der Tag der Wannseekonferenz. Die Woche zwischen diesen beiden Daten markiert zwar nicht historisch exakt, aber zeichenhaft Beginn und Ende dieses Massenmords, doch die Wahl des 27. Januar als Gedenktag für dieses kaum datierbare Verbrechen setzt die Betonung auf die Überlebenden und Entronnenen, auf das gezeichnete, beschädigte Leben nach der Schoa, erinnert uns alle, die Nachkommen der Täter wie die der Überlebenden daran, dass wir nach Auschwitz leben und dass das unsere Situation ist. Dieser 27. Januar fällt in diesem Jahr auf den Tag nach dem dritten Sonntag nach Epiphania. Wie ist mit diesem Sonntag umzugehen? Finden sich im vorgeschlagenen Predigttext – in diesem Jahr das Evangelium des Sonntags – Anhaltspunkte, die sich auf das Thema des folgenden Tags hin beziehen und deuten lassen? Oder sollte lieber aus diesem Anlass ein anderer Predigttext gewählt werden – etwa Psalm 79 oder 83 oder Dtn 25,17-19? Zumal der vorgeschlagene Text nicht nur für überempfindliche Ohren jedenfalls zunächst so klingt wie ein erster Schritt zur Enterbungs- und Ersetzungstheologie und damit ein erster Schritt auf dem Weg, der – keineswegs zwingend und notwendig, aber faktisch – nach Auschwitz geführt hat.

Nun steht es ja allen Gemeinden und ihren Predigern und Predigerinnen frei, einen anderen Text, vielleicht einen der drei genannten, als Lesung oder Predigttext heranzuziehen. Die vorliegende Auslegung aber soll denjenigen Hilfe und Anregung sein, die sich aus inneren oder äußeren Gründen an die vorgeschlagene Perikope halten. Und da dieser Text wie die ganze Epiphaniazeit vom Thema Israel und die Völker handelt, bietet er vielleicht die

Chance, an diesem Tag nicht nur vom Grauen im christlich-jüdischen Verhältnis zu reden, sondern auch von möglichen Wegen zu seiner Heilung.

1. Der Text

⁵ Als aber Jesus nach Kapernaum hineinging, trat ein Hauptmann zu ihm; der bat ihn: ⁶ Herr, mein Diener liegt zu Hause und ist gelähmt und leidet große Qualen. ⁷ Jesus sagte zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen. ⁸ Der Hauptmann antwortete: Herr, ich bin nicht wert, daß du unter mein Dach gehst, sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Diener gesund. ⁹ Denn auch ich bin ein Mensch, der einer Macht untersteht, und habe Soldaten unter mir; und wenn ich zu einem sage: Geh hin!, so geht er; und zu einem andern: Komm her!, so kommt er; und zu meinem Sklaven: Tu das!, so tut er's. ¹⁰ Als das Jesus hörte, wunderte er sich und sagte zu denen, die ihm folgten: Wahrlich, ich sage euch: Solchen Glauben habe ich in Israel bei keinem gefunden! ¹¹ Aber ich sage euch: Viele werden kommen vom Osten und vom Westen und mit Abraham und Isaak und Jakob im Himmelreich zu Tisch sitzen; ¹² aber die Kinder des Reichs werden in die Finsternis hinausgestoßen; da wird Heulen und Zähneklappern sein. ¹³ Und Jesus sagte zu dem Hauptmann: Geh hin; dir geschehe, wie du geglaubt hast. Und sein Diener wurde gesund zu derselben Stunde.

(Übersetzung nach Martin Luther)

Ein Offizier der römischen Besatzungsmacht tritt an Jesus heran, weil sein Bursche, pais, sein Knecht, krank ist und weil Jesus bereits ein Ruf als Krankenheiler vorausseilt. Jesus bietet sofort an, zu kommen und ihn zu heilen. Das ist ein überraschender Kontrast zu dem Gespräch mit der kaanäischen Frau in Kap. 15, wo Jesus jedenfalls zunächst darauf besteht, nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt zu sein, und dieser Kontrast ist besonders auffällig, weil die beiden Geschichten sonst durchaus parallel sind. Macht Jesus bzw. Matthäus hier einen Unterschied zwischen Mann und Frau? Oder spiegeln sich hier einfach reale Machtverhältnisse, die es ratsam sein lassen, einem römischen Hauptmann das anzubieten, was einer kaanäischen Frau (zunächst) verweigert wird? Immerhin hatte Jesus kurz zuvor, in der Bergpredigt, deutlich auf die Besatzungsbedingungen angespielt: Wer dich zu einer Meile zwingt, mit dem gehe zwei (Mt 5,41). Anders als Lukas (Kap.7) motiviert Matthäus jedenfalls diese Bereitschaft nicht mit der besonderen Person dieses Hauptmanns: der sei ein Freund der Juden, habe ihnen

die Synagoge gebaut, jüdische Älteste sagen für ihn gut: Er ist es wert. (Joh 4,46-53 ist nur bedingt vergleichbar, da es sich dort um einen königlichen Beamten handelt.)

Hier, bei Matthäus, ist es der Hauptmann selbst, der das Problem der Beziehung zwischen Juden und Heiden (*Gojim*) aufwirft: »Ich bin es nicht wert, dass du unter mein Dach eingehst« – er weiß, das wäre nicht kosher. Jesus soll sich nicht unrein machen – und braucht das auch nicht: »Sprich nur ein Wort«. Als Begründung dafür, dass ein befehlendes Wort Jesu genüge, zieht der Hauptmann einen kühnen Vergleich zu seiner eigenen Stellung innerhalb der römischen militärischen Hierarchie: Ich bin ein Mensch unter einer Macht (*exousia*), habe aber meinerseits Soldaten unter mir, die meinen Befehlen gehorchen. So ist das, soll das heißen, auch mit Jesus: Er ist Gott unterworfen und verpflichtet, selbst aber fähig und berechtigt, andere (Streit-)Kräfte zu kommandieren, die ihm unterworfen sind: Krankheiten, lähmende und quälende, lebensfeindliche und lebensgefährliche Mächte. Eine subordinatianische und höchst funktionale Christologie also.

Jesus staunt, und mit dieser Formulierung macht der Erzähler deutlich, dass Jesus, ehe er hier ein Wunder bewirkt, erst einmal selbst eines erlebt hat, denn zur Form der Wundergeschichten gehört dieses Staunen wie auch die Verherrlichung Gottes durch die Zeugen. Als ein solches Gotteslob ist auch hier die Aussage zu verstehen, ein so großes Vertrauen bei keinem in Israel gefunden zu haben: Vertrauen in seine Person, seine Sendung, Bevollmächtigung, Befehlsgewalt. Jesus preist Gott für das Wunder, das er in der Völkerwelt getan hat, ähnlich wie er ihn in Mt 11,25 – nicht zum Thema Israel und die Völker, sondern in Bezug auf innerisraelische Gegensätze – dafür preist, dass er »dies« vor Weisen und Klugen verborgen, Unmündigen aber enthüllt hat. Freilich werden diesem Jubelruf Weherufe über die Städte (neben Bethsaida und Chorazin auch Kapernaum!) an die Seite gestellt, die nicht umkehrten, und ihnen hypothetisch außerisraelische Städte entgegengehalten (Tyros, Sidon, sogar Sodom), so dass der Kontrast Weise – Unmündige nun doch mit dem Thema Israel und die Völker, und zwar polemisch, verknüpft wird (Mt 11,20-24, vgl. auch Mt 12,41f.).

Ähnlich geht es hier zu, der staunende Lobpreis nimmt eine polemische Wende: zunächst wird die eine Erfahrung mit dem römischen Hauptmann ausgeweitet zu einer Vision von einer Art Völkerwallfahrt: Viele kommen aus Ost und West und liegen mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tisch. Doch dann: Die Söhne (und Töchter) des Reiches (Gottes bzw. der Himmel) werden raus-

geworfen, Finsternis, Heulen und Zähneknirschen. Nun ist im Kontext des Matthäusevangeliums zu untersuchen, ob mit den Kindern des Reiches tatsächlich Israel gemeint ist, aber der erste Eindruck ist jedenfalls: Die Völker kommen hinzu, haben Tischgemeinschaft mit Abraham, Isaak und Jakob, gleichzusetzen mit Israel – man denke etwa an das Festessen in Jesaja 25,6-8 – deren Söhne und Töchter aber werden verstoßen. Und das entspricht nun leider nur allzu genau jener Theologie, die zur theologischen Abschaffung Israels führte und so auch seiner physischen Ermordung den Weg bahnte. Der Abschnitt schließt mit einer erneuten Zuwendung zum Hauptmann und einem erneuten Hinweis auf sein Vertrauen: Wie du vertraut hast, so geschehe dir.

2. Der Text in seinem Kontext

Die unmittelbare Nachbarschaft des Textes handelt von zwei weiteren Heilungen (Mt 8,1-4;8,14-15), bei denen allerdings das Stichwort Heilen, das unseren Abschnitt umrahmt (VV. 7.13), nicht fällt. Diese beiden anderen Heilungen sind miteinander durch die Worte Hand und festhalten, berühren (*haptain*) verbunden, was im Kontrast die Fernwirkung Jesu bei dieser Heilung unterstreicht. Diesen Heilungen schließen sich (V. 16) viele weitere an (hier ist auch wieder von heilen die Rede), und Matthäus bündelt und kommentiert die drei Heilungen in Kap. 8 wie die anderen durch ein Zitat aus Jesaja 53: Er deutet damit an, dass hier nicht ein erstaunlicher Wunderheiler wirkt, sondern dass ein wirkliches Wegnehmen und Wegtragen von Krankheiten und Gebrechen erst im Leiden und Sterben Jesu geschieht.

Auch die beiden benachbarten Heilungen kommentieren unseren Text. Die Heilung eines Aussätzigen, vom dreimaligen Reinigen dominiert, erzählt die Heilung als Resozialisierung eines Isolierten, Abgetrennten und interpretiert so auch die Fernwirkung Jesu in der Völkerwelt im mittleren Abschnitt als Sozialisierung der Fernen und Fremden in das Bundesgeschehen (vgl. Eph 2,11-21). Bei der Schwiegermutter des Petrus (der Kontrast zur Begegnung mit dem Römer wird auch durch die Gegenüberstellung ins Haus Kommen – nicht unters Dach Kommen unterstrichen) wird die sozialisierende Wirkung der Heilung nicht als Reinigung, sondern als sofortiger Dienstantritt interpretiert. Die Formulierung »Da verließ sie das Fieber, sie richtete sich auf und diente ihm« erinnert zudem an den Schluss der Versuchungsgeschichte (Mt 4,11): »Da verließ ihn der Teufel und siehe, Engel traten heran und dienten ihm.« Diese Parallele assoziiert nicht nur die Schwiegermutter des Petrus mit den dienenden Engeln (vgl. auch Mt 25,44 und, insbesondere, 27,55), sondern

verweist auch auf das teuflische Angebot »aller Reiche der Welt (*pasas basileias tou kosmou*) und ihrer Herrlichkeit« im Gegensatz zum von Johannes (Mt 3,2) und Jesus (Mt 4,17) proklamierten Reich der Himmel (dieser Gegensatz wird Mt 24,7.14 aufgegriffen). Überdies bestätigt und bestärkt dieser Anklang die Christologie des Hauptmanns: In dem Moment, da Jesus sich mit Worten aus dem Deuteronomium dazu bekennt, Gott allein zu dienen (*latreuein*), da verlässt ihn der Teufel und die Engel dienen (*diakonein*) ihm.

Damit klang bereits die zentrale Bedeutung des Begriffs *basileia* an – wegen der Verbindung zu *basileus* wäre Königreich oder Königtum als Übersetzung zu überlegen, denn das Thema »König der Juden« umrahmt das ganze Buch (Mt 2,1-3 – 27,11.29.37). Das Stichwort König hat auch sonst theologisches, christologisches Gewicht: Mt 18,23ff.; 22,1-14; 25,31-46. Lässt sich aus dem Zusammenhang des Buches klären, wer mit den rausgeworfenen Söhnen (und Töchtern) des Reiches gemeint ist?

Bereits bei seinem ersten Vorkommen in der Rede des Johannes (Mt 3) ist das Stichwort »Reich« verbunden mit einem Streit um die Abrahamskindschaft: »Glaubt nicht, euch sagen zu können: Wir haben Abraham zum Vater. Denn ich sage euch: Gott kann aus diesen Steinen dem Abraham Kinder erwecken« (Mt 3,9). Doch sind diese Worte nicht an ganz Israel gerichtet, sondern spezifisch an Pharisäer und Sadduzäer.

Ähnlich bedrohlich nah an einer Verwerfungs-, Ent- und Beerbungstheologie klingen die Gleichnisse Mt 21,33-41 (von den bösen Weingärtnern) und 22,1-14 (von der königlichen Hochzeit). Das erste der beiden wird ausdrücklich mit den Worten kommentiert: Euch wird das Reich Gottes entrissen und einem Volk (*ethnei!*) gegeben, das Früchte bringt« (V. 43). Aber mindestens der Rahmen deutet eher auf eine innerjüdische soziale Auseinandersetzung: »Zöllner und Huren kommen vor euch ins Reich Gottes«, heißt es zuvor (V. 31). Und danach: »Als die Hohenpriester und die Pharisäer seine Gleichnisse hörten, erkannten sie, dass er von ihnen redet. Und sie suchten ihn zu greifen, doch fürchteten sie sich vor den Massen, den kleinen Leuten (*ochloi*), denn die hielten ihn für einen Propheten« (V. 45 f.). Beim zweiten fällt zwar nicht das Wort *basileia*, sehr betont aber *basileus*. Und vor allem ist es mit unserem Text durch die Worte »rauswerfen in die Finsternis«, »Heulen und Zähneknirschen« verbunden (V. 13, vgl. auch Mt 13,42.50; 24,51; 25,30). Doch auch hier klingt es eher nach einer spezifischen Konfrontation mit Pharisäern und Sadduzäern. Im unmittelbaren Kontext treten beide Gruppen mehrmals in Prüfgesprächen mit Jesus auf (Mt 22,15.23.34).

Am engsten benachbart mit unserem Text aber ist der Gebrauch des Wortes *basileia* in der unmittelbar vorangegangenen Bergpredigt (Mt 5-7). Sie beginnt mit Seligpreisungen, deren erste und letzte in der Zusage besteht: »Ihrer ist das Reich der Himmel«, und das kommt der Formulierung »Söhne (und Töchter) des Reiches« sehr nah. Hinzu kommt, dass die vorletzte Seligpreisung Friedenstäter glücklich preist, »denn sie werden Söhne (und Töchter Gottes) heißen«. In der Bergpredigt findet sich zudem der empfohlene Gebetsruf: »Dein Reich komme« (Mt 6,10) und die dieser Bitte entsprechende ethische Weisung: »Sucht zuerst nach seinem Reich und dessen Gerechtigkeit« (Mt 6,33). Diese Nachbarschaft der Bergpredigt mit unserem Text legt den Gedanken nah, dass es heutigen Predigern und Predigerinnen nicht nur erlaubt, sondern geboten ist, die Worte von den rausgeworfenen Kindern des Reichs nicht etwa israelkritisch, sondern kirchenkritisch auszulegen.

Der Ortsname Kapernaum, *Kfar Nachum*, hat bei Matthäus nicht nur geographische Bedeutung, sondern auch programmatische: Dorf des Trostes. Der Name wird in Mt 4,12-16 feierlich eingeführt und – mithilfe des Jesajaworts vom »Galiläa der Völker« – sofort mit dem Thema Israel und die Völker verbunden: »Als Jesus hörte, dass Johannes überliefert worden war, wich er aus nach Galiläa und, nachdem er Nazareth verlassen hatte, kam er nach und wurde wohnhaft in Kfarnachum am See, in den Gebieten Sebulons und Naftalis, damit erfüllt werde, was durch den Propheten Jesaja gesprochen wurde: Land Sebulon, Land Naftali, am See, jenseits des Jordans, Galiläa der Völker, das Volk, das in Finsternis sitzt, sah ein großes Licht. Und die im Land und im Schatten des Todes sitzen, Licht ging ihnen auf.« Doch wie ist dieser Zusammenhang zu verstehen? Müssen die »Kinder des Reichs« in die Finsternis geworfen werden, damit dem Volk, den Völkern im Finstern ein Licht aufgeht?

Schließlich: Wir werden dem Hauptmann noch einmal begegnen, am Kreuz. Nach stundenlanger Finsternis und angesichts eines großen Bebens (vgl. Mt 8,24;24,7;28,2) sagt er: »Wahrlich, dieser war Gottes Sohn!« (Mt 27,54) – ein Bekenntnis, das Johann Sebastian Bach in seiner Matthäuspasion möglicherweise sogar unterschrieben, jedenfalls unterstrichen hat. Der Hauptmann bei Lukas, der schon in Kapernaum als Judenfreund eingeführt wurde, drückt sich auch am Kreuz eher jüdisch aus: Dieser war ein Gerechter, ein *zaddik*. Der Zusammenhang bei Matthäus aber deutet an: Nicht Israel muss ins Finstere, damit den Völkern im Finstern und im Schatten des Todes ein Licht aufgeht, aber Jesus als König der Juden.

3. Der Text in der Epiphaniasezeit

Die Epiphaniasezeit insgesamt verbindet das optische wie seelische Bild vom Licht, das in der Finsternis leuchtet, mit der biblischen Vision von der Völkerwallfahrt zum Zion (Jesaja 2; Micha 4 – und sehr viel öfter). Das zeigt auch der Grundtext für Epiphanius, die Magier aus dem Osten, Mt 2. Die Weihnachtsgeschichte und die Jesusgeschichte überhaupt werden ausgelegt im Blick auf die Völkerwelt: Das Licht, das in Israel aufscheint, leuchtet auch den Völkern ein, die noch im Dunkeln tapen (vgl. z.B. Jes 60,1-3). Dabei kommt nicht nur am 26. Januar, sondern immer und grundsätzlich alles darauf an, davon so zu singen und zu sagen, dass Jesus als Licht der Völkerwelt nicht sein Volk Israel als Licht der Völker ersetzt, ablöst, in den Schatten stellt, sondern dieses Volk wie dessen Gott unter den Völkern repräsentiert. Im Lukasevangelium ist es der greise Simeon, der diese Rolle und Aufgabe Jesu auf die knappe Formel bringt, er werde »ein Licht, das die Völker erleuchtet, aufklärt, und zur Verherrlichung deines Volkes Israel« (Lk 2,32). Bei Matthäus geht die Identifizierung zwischen Jesus und Israel sogar noch weiter: Die Flucht nach Ägypten, das Hoseazitat in 2,15, die Betonung der Rückkehr »ins Land Israel« (2,21) klingen so, als ob Jesus die Geschichte Israels geradezu verkörpert. Vielleicht ist jene funktionale und subordinatiatische Christologie des Hauptmanns von Kapernaum auch für uns Heidenchristen eine Verstehenshilfe dabei, von der Bindung zwischen Jesus und Gott zu reden, ohne die beiden platterdings gleichzusetzen.

Alle neueren Versuche, aus dem christlich-jüdischen Verhältnis Konsequenzen für die Christologie zu ziehen (ob Marquardt oder Kraus, Klappert oder van Buren), orientieren sich am biblischen Thema Israel und die Völker, sind Christologien der Völkerwallfahrt. Und so bietet diese Kirchenjahreszeit den Predigenden die Möglichkeit, nicht nur vom Grauen und von den Verbrechen im christlich-jüdischen Verhältnis zu sprechen (was im Gottesdienst am 26. Januar allerdings unvermeidlich ist), sondern auch von Hoffnungen und neueren biblischen Einsichten und Entdeckungen.

Das gilt auch für den dritten Sonntag nach Epiphanius: Der Wochenspruch aus Lukas 13,29 hat gegenüber der Matthäusversion den Vorzug, dass die negative Kehrseite, die bei Lukas vorgeht, nicht mitzitiert wird, womit aber leider auch die Namen Abraham, Isaak und Jakob wegfallen, und dass die Vision um Nord und Süd ergänzt wird. Auch das Wochenlied (EG 293) mit seinem betonten »dass er euch auch(!) erwählet hat und mit(!)geteilet seine Gnad« passt gut zu einer Christologie der Völkerwallfahrt. Bertold Klappert

hat dieses Liedzitat als Überschrift für einen Aufsatz zu diesem Thema verwendet und ein Zitat aus einer Predigtmeditation H.-J. Iwands über Epheser 2 als Motto hinzugefügt: Vergeßt das »mit« nicht!

Zwar ließe sich den programmatischen Sätzen in Röm 1 bei genauer Auslegung Hilfreiches über das Verhältnis Israel und die Völker – den Juden zuerst und auch den Griechen – entnehmen, unkommentiert verlesen aber scheint mir der Abschnitt zu schwer und andererseits so bekannt, dass er wie eine Bestätigung der Irrlehre vom Unglauben der Juden klingt. Der von mir vorgeschlagene Römerbriefabschnitt aber spricht eher für sich: die unterschiedliche Bedeutung des Christus für Israel und die Völker wird klar ausgesprochen – Christus als Judenknecht, um der Treue Gottes willen, die Verheißungen zu bestätigen; die Völker hingegen sollen Gott preisen wegen seines Erbarmens – und die Bibelzitate, besonders das aus Dtn 32, unterstreichen das »mit«.

4. Der Text und das Thema des 27. Januar – Überlegungen zur Predigt

Wie wird aus alledem nun eine Predigt, die sich sowohl auf den dritten Sonntag nach Epiphantias und den Evangeliumstext wie auch auf das Thema des 27. Januar bezieht? Ich sehe vier Möglichkeiten und Richtungen, die ich skizzierend nebeneinander stelle:

- a) die Predigt zeigt auf, dass wir es hier mit einem allerersten Schritt in die Richtung einer Verwerfungs- und Ersetzungs-, Ent- und Beerbungstheologie zu tun haben, klärt kritisch darüber auf, worin diese Lehre besteht, dass und inwiefern es sich um eine Irrlehre handelt, macht innerhalb des Textes (vielleicht unter Heranziehung der Lukasparallele) deutlich, wie aus einer Jubelgeschichte über das Hinzukommen der Völker (Epiphantias!) die düster unfrohe Botschaft von der Verwerfung und Verstoßung Israels wurde und zeigt an einigen weiteren Schritten auf demselben Weg, dass dieser Weg nach Auschwitz führte, zum Massenmord an den Kindern Abrahams, Isaaks und Jakobs und so auch zu einem Mordanschlag auf den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Doch sollte eine solche, in jeder Hinsicht historisch-kritische Predigt nicht nur in die Finsternis und zum Heulen und Zähneknirschen führen (das freilich auch), sondern auch auf neuere Versuche aufmerksam machen, leider überwiegend erst nach und angestoßen durch Auschwitz, das christlich-jüdische Verhältnis zu ändern, zu bessern und zu heilen.

Den Zusammenhang zwischen christlich-theologisch-theoretischer Abschaffung Israels und dem Massenmord mit dem nicht zufällig eschatologischen Namen »Endlösung« zeigt eine kurze Geschichte, die Helmut Gollwitzer erzählt:

»Ein namhafter deutscher Neutestamentler, der sich während des Kirchenkampfes in der Hitlerzeit ordentlich verhalten hat, nicht im Traume ein Nazi und Antisemit, erklärte mir einmal: Ich sage jedem Juden, mit dem ich über diese Dinge spreche: Dich dürfte es als Juden gar nicht mehr geben; denn wärest du mit der Gottesgeschichte weitergegangen, die das Judentum überholt hat, dann wärest du Christ, und es gäbe kein Judentum mehr. Ich antwortete ihm zu seinem Schrecken: Dann gilt für die nazistische Form der Endlösung Heines Wort: Ich bin die Tat von Deinen Gedanken. Zu seinem Schrecken; denn er war sich natürlich nicht bewusst gewesen, dass er mit seiner Einstellung auf dem Wege stand, den die traditionelle christliche Judentumstheorie für die Endlösung gebahnt hat.«

- b) Ich erzähle unter Aufnahme von Worten und Wendungen aus unserem Text die Geschichte der Entstehung und Entwicklung der christlichen wie der nicht mehr christlichen Judenfeindschaft, aber nicht im entferntesten als Aktion Gottes, sondern als Geschichte des Christentums: In der Tat hat Jesus in Israel wenig Vertrauen gefunden und nur wenige Anhänger. Was hier mit dem Hauptmann noch wundersame Ausnahme ist, wurde bald nach Ostern zur Regel: die allermeisten Christen sind keine Juden, die allermeisten Juden keine Christen. Der Apostel Paulus, der über dieses ihn sehr quälende Rätsel lange nachgedacht hat, sieht gerade in dieser historischen Tatsache einen meisterhaften Plan Gottes, um so die Völker zu erreichen, dass sie nicht mehr aussätzig, getrennt von den Bundesschlüssen, ohne Hoffnung und ohne Gott seien. Doch statt sich darüber zu freuen, »dass er euch auch erwählet hat« und so in jeder Hinsicht zu Bundesgenossen Israels zu werden, waren diese heidnischen Christen durch das jüdische Nein zu Jesus so irritiert, dass sie kurzerhand den Spieß umdrehten und die Kinder Abrahams, Isaaks und Jakobs, die Kinder des Himmelreichs für von ihrem Gott verworfen und verstoßen erklärten und sich eifrig drammachten, dieses angebliche Urteil auch gleich selbst zu vollstrecken. So gerieten die Juden überall in Europa in Finsternis und heulendes Elend, und so kamen die Christen ihnen auch nicht zu Hilfe, als es ihnen ans Leben ging, im Gegenteil. Denn die Christen aus den Völkern betrachteten sich selbst nun als neues Israel, als einzig legitime Kinder Abrahams, Isaaks und

Jakobs. Heute wissen wir, wohin dieser Irrweg führte, versuchen darum umzukehren zu Wegen des Lebens.

- c) Da kommen sie 1944/45 von Osten und vom Westen. Im Osten erreicht die Rote Armee Auschwitz, Majdanek, Sobibor, im Westen die Briten Bergen-Belsen, die Amerikaner Dachau. Nur wenige Abrahams, Isaaks, Jakobs finden sie lebend vor und auch nur wenige Saras, Rivkas, Rachels und Leas. Essen und Trinken, das wird ihnen erst langsam wieder möglich, die meisten aber können in der Tat nur noch liegen.

Die Kinder des Reichs aber, jenes Reichs, das sich seltsam apokalyptisch das Dritte oder das tausendjährige nannte, gerieten sie angesichts dieses Aufdeckung eines organisierten Massenmords wirklich in seelische Finsternisse oder nur angesichts ihrer Niederlage und der beschämenden Einsicht, begeistert einer Mörderbande gefolgt zu sein? Wer war wirklich zerknirscht und wem war nicht aus Selbstmitleid, sondern aus Leid um die Ermordeten zum Heulen? Und was war mit den Christen? Auch die Minderheit, die unter ihnen die Bekennende Kirche bildete und die in diesen Jahren trutzig tapfer die doppelstimmige Lutherzeile: »Das Reich muss uns doch bleiben!« gesungen hatte, hatte ja für die jüdischen Juden wenig getan, allenfalls für die christlich getauften. Und wie ging es weiter, als es den Deutschen, im Westen zuerst, aber dann auch im Osten, jedenfalls materiell nicht mehr finster ging, sondern glänzend, als sie aus dem, was man inzwischen Weltgemeinschaft oder internationale Gemeinschaft nennt, keineswegs mehr verstoßen waren, sondern angesehen und begehrt?

- d) Ich erzähle von den vielen Tausenden Juden und Jüdinnen, den traumatisierten überlebenden aschkenasischen aus den DP-Lagern Europas, den sephardischen, aus arabischen Ländern geflohen, die 1948 den Staat Israel gründen und so faktisch die Jahrhunderte alte christliche Irrlehre vom Ende Israels faktisch handgreiflich widerlegen. Ich erzähle von den wenigen Christen, die bisher meinten, ihrer sei das Himmelreich, und: das Reich müsse ihnen doch bleiben, nun aber entdecken, dass ihre kirchliche Lehre und Praxis den Massenmördern den Weg gebahnt hatte, die langsam und mühsam entdecken, dass sie nicht mit dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs zu tun haben können, ohne mit dessen Volk zu tun zu haben, die darum in finsternen Momenten fürchten müssen, sie seien nun das, was sie so lange von den Juden gelehrt hatten: ausgestoßen, verworfen. In noch viel finsternerer Finsternissen halten sie es für möglich, dass auch der Gott Israels, dass auch der Jude Jesus ermordet wurden, als es ihrem Volk ans

Leben ging, und sie also nun nicht nur getrennt von den Bundesschlüssen der Verheißung, sondern auch ohne Gott, ohne Messias, ohne Hoffnung leben müssen. Einige von ihnen erleben trotz aller echter Verzweiflung und Zerknirschung, immer wieder, dass ihnen doch auch im Finstern, im Land und im Schatten des Todes ein Licht aufgeht und aufstrahlt, weil sie wundersamerweise nach allem, was geschah, wieder mit Israel, dem Licht der Völker, ins Gespräch kamen.

Überlegungen zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus im Rahmen eines Gottesdienstes am dritten Sonntag nach Epiphania (26.01.2002)

Irene Pabst

1. Christen/innen und der Gedenktag am 27. Januar

Am 27. Januar 2003 jährt sich der Tag der Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau zum 58. Mal. Erst seit 1996 ist er offizieller Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus. Erst 1999 fasste der Bundestag den Beschluss für die Erbauung eines zentralen Mahnmals für die ermordeten Juden Europas, das nun realisiert wird. Beides zeigt, dass das Gedenken der Ermordung von Millionen unschuldiger Menschen – von Juden, Sinti und Roma, Polen, Russen, Kommunisten, Lesben und Schwulen, Geistlichen, behinderten Menschen, um stellvertretend die größten Gruppen zu nennen – sehr langsam in unserer Gesellschaft institutionalisiert wird.

Diese Entwicklung ist umso wichtiger und positiv zu sehen, da mehr als ein halbes Jahrhundert nach der Schoa immer weniger Zeitzeugen/innen noch am Leben sind, deren lebendiges und eindringliches Zeugnis kein Mahnmal und kein Buch ersetzen können. Die Gefahr ist nicht zu unterschätzen, dass die Geschichte der Schoa als ein fernes, abstraktes, vielleicht sogar langweiliges, weil so oft gehörtes Geschehen wahrgenommen wird oder dass diejenigen, die gerne einen Schlusstrich unter dieses Thema ziehen würden, sich durchsetzen. Um unserer aller Verantwortung gerecht zu werden, »daß Auschwitz sich nicht wiederhole, nichts Ähnliches geschehe«,¹ wie Theodor W. Adorno den kategorischen Imperativ Kants reformuliert hat, sind wir vor die Aufgabe gestellt,

¹ Theodor W. Adorno, *Negative Dialektik*, Frankfurt/Main 1996, 356.

nach Formen des Gedenkens zu suchen, die generationsübergreifend einen lebendigen Zugang zu unserer Vergangenheit und einen konstruktiven Umgang damit zu ermöglichen. Die Einrichtung eines Gedenktages ist ein Schritt in die richtige Richtung. Es ist an uns, diesem Rahmen eine konkrete, angemessene und sinnvolle Füllung zu geben, damit Gedenken nicht zu einer bloßen Pflichterfüllung und leeren Form wird.

Gedenken in Form eines Gottesdienstes gibt Christen und Christinnen die Gelegenheit, sich dieser Herausforderung zu stellen. Da der 27. Januar 2003 ein Montag ist, bietet sich der davorliegende Sonntag, der dritte Sonntag nach Epiphania, als Termin an. Die vorliegende Predigthilfe enthält den Vorschlag, das Gedenken nicht in einem separaten Gedenkgottesdienst zu begehen, sondern es mit in den Ablauf des vorgesehenen Sonntagsgottesdienstes hineinzunehmen.² Dies ermöglicht einerseits ein Innehalten, da Gottesdienst als »heilige Zeit« eine Unterbrechung im Alltag ist und den Raum dafür gibt, sich auf ein ernstes Thema wie Gedenken einzulassen. Andererseits wird Gedenken so in der üblichen christlichen Gottesdienstpraxis verankert, und verdeutlicht, dass das Gedenken nicht allein eine Sache von Feiertagen ist, sondern sich auch in den Alltag hinein auswirken soll.

Zum Gedenken im Rahmen eines Gottesdienstes gehört es, dass Christen und Christinnen sich bewusst machen, dass sie Mitverantwortung an der Tradierung antijüdischer und rassistischer Vorurteile tragen, die letztlich zur Verfolgung und Ermordung von Millionen von Menschen beigetragen haben. Die Schoa stellt einen tiefen Bruch in der Geschichte und Kultur der europäischen Zivilisation dar, der auch christliche Theologie und christliche Praxis betrifft. Die christliche Botschaft kann nach Auschwitz nicht ungebrochen dieselbe sein wie davor, denn Christen/innen müssen sich fragen, was mit Jesus geschehen wäre, wenn er während der Nazizeit gelebt hätte. So fragt der jüdische Philosoph Emil Fackenheim, der im Konzentrationslager Sachsenhausen inhaftiert war. Die Antwort ist klar: Jesus wäre als Jude freiwillig oder unfreiwillig ins Konzentrationslager gekommen. Konsequenterweise bedeutet dies, dass Christen/innen sich durch die Ermordung von Millionen von Menschen der erneuten Kreuzigung Jesu schuldig gemacht haben.³ Das Gedenken

² Materialien zu einem eigenen Gedenkgottesdienst bietet das Heft 27. Januar, Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus, hg. von der Beratungsstelle für Gestaltung von Gottesdiensten, Eschenheimer Landstr. 565, 60431 Frankfurt, Tel. 069-53 02 246, Fax 069-53 02 281 und vom Ev. Arbeitskreis Kirche und Israel in Hessen und Nassau, Theodor-Storm-Str. 10, 64646 Heppenheim.

³ Vgl. Emil Fackenheim, *To mend the world, Foundations of Post-Holocaust Jewish Thought*, New York 1982, 281.

im gottesdienstlichen Rahmen gibt die Gelegenheit, sich dieser grundlegenden Erschütterung zu stellen und vielleicht auch erst einmal den Schmerz und die Sprachlosigkeit angesichts der Unfassbarkeit des Geschehenen auszuhalten. Die Anerkennung dieses Risses durch jede Glaubensgewissheit ist der erste Schritt auf einem Weg aus der Zerstörung hinzu einem beginnenden Prozess der Heilung der Welt. Nach Emil Fackenheim ist solch ein »Tikkun Olam«, eine Heilung der Welt, möglich, wenn Christen/innen die einzigartige Trauer über die Schoa mit den Opfern teilen. Das öffentliche Gebet des Dompropstes Bernhard Lichtenberg, das er seit der Reichspogromnacht 1938 jeden Tag in der Berliner Hedwigskirche für »die Juden und die Gefangenen der Konzentrationslager« sprach und wofür er 1941 verhaftet wurde, ist für Fackenheim ein Stück »Tikkun Olam«. ⁴ Ein Gedenkgottesdienst, in dem Christen/innen heute ihre Mitschuld an dem Geschehen von damals bekennen und sich ihrer Verantwortung für einen klaren Widerstand gegen heutigen Antijudaismus und Rassismus bewusst werden, kann heute ein Beitrag zum »Tikkun« Olam sein.

2. Der dritte Sonntag nach Epiphania

Dem Anliegen entsprechend, das Gedenken an die Schoa in den Sonntagsgottesdienst hineinzunehmen, wird in der vorliegenden Predigthilfe der Predigttext gewählt, den die Perikopenordnung vorschlägt: Mt 8,5-13, die Heilung des Knechtes des Hauptmanns von Kapernaum. Er kann gut mit dem Anliegen des Gedenktages verknüpft werden, da er die Gelegenheit bietet, sich mit christlichem Antijudaismus auseinanderzusetzen und den Gedanken einer Enterbung Israels zu korrigieren. ⁵ Um zur Tischgemeinschaft mit den Kindern Israels zu kommen (Mt 8,11), bedarf es angesichts jahrhundertelanger Verfolgungen von Juden und Jüdinnen durch Christen und Christinnen zunächst einer Umkehr und einem Eingeständnis der Schuld auf christlicher Seite. Die Tischgemeinschaft ist gleichzeitig ein Bild für die Gemeinschaft mit allen christlicherseits diskriminierten und ausgeschlossenen Menschen.

Weitere Verknüpfungsmöglichkeiten ergeben sich aus der thematischen Prägung der Epiphanaszeit. Die Sonntage zwischen dem 6. Januar und dem Beginn der Fastenzeit sind von den Motiven der Königsherrschaft Jesu über die Welt und vom Verhältnis Israel – Völker geprägt. ⁶ Die Königsherrschaft Jesu manifestiert sich in den Heilungs- und Wundergeschichten. In ihnen kommt

⁴ Fackenheim, a.a.O. 289.

⁵ Vgl. dazu Exegese und Predigtmeditation von M. Loerbroks.

⁶ Vgl. ebd. und Karl-Heinrich Bieritz, Das Kirchenjahr, Feste, Gedenk- und Feiertage in Geschichte und Gegenwart, München 1994, 226.

zeichenhaft die Hoffnung auf die Überwindung von Krankheit, Leiden, Ungerechtigkeit und Tod zum Ausdruck, so auch im Predigttext Mt 8,5-13. Die Bedeutung der Königsherrschaft Jesu zeigt sich aber auch in der Vision von einer Tischgemeinschaft mit den Kindern Israels, die Lukas noch universaler fasst (vgl. den Wochenspruch Lk 13,29). Sie symbolisiert die Überwindung von Grenzen und die Eröffnung neuer Gemeinschaft.

Die christologische Thematik des Sonntags kann mit dem Anliegen des Gedenktages verbunden werden, indem daran erinnert wird, dass Jesus selbst Jude war und durch ihn der eine Gott Israels zu den Völkern kam. Jesus bestätigt die Verheißungen an Israel, und wir haben dadurch Anteil an ihnen, niemals aber kann die christliche Kirche an die Stelle des erwählten Volkes Israel treten, wie es in der Vergangenheit von christlichen Theologen behauptet wurde. Die von M. Loerbroks vorgeschlagene alternative Epistellegung Röm 15,8-12 bringt diesen fundamentalen Gedanken zum Ausdruck.

3. Die liturgische Gestaltung eines Gedenkgottesdienstes

Für die liturgische Gestaltung ist zu überlegen, wie das besondere Anliegen des Gedenktages sichtbar umgesetzt werden kann. Die eigentlich vorgesehene liturgische Farbe grün für diesen Sonntag sollte sinnvollerweise durch die Farbe schwarz ersetzt werden, die sonst am Karfreitag und Karsamstag und bei Trauergottesdiensten verwendet wird, um der Trauer um die Millionen von Opfern Ausdruck zu geben. Ebenso wird in dem vorliegenden Entwurf für die Liturgie bewusst auf den Teil des Gotteslobes (»Halleluja« und »Ehre sei Gott in der Höhe«) verzichtet, der üblicherweise dem Schuldbekenntnis und dem Kyrie folgt, um die Unmöglichkeit eines ungebrochenen Gotteslobes angesichts der Realität von Auschwitz deutlich zu machen.

Am Beginn des Gottesdienstes kann ein Musikstück von einem Komponisten stehen, der durch die Nationalsozialisten verfolgt wurde, um so musikalisch und stellvertretend die Opfer zu Gehör zu bringen, z.B. die Klaviersonaten von Viktor Ullmann, der 1944 in Auschwitz ermordet wurde.⁷ Alternativ kann beispielsweise auch eine Orgelmeditation zu »Aus tiefer Not schrei ich zu Dir« (EG 299) verwendet werden, um auf das Innehalten und Gedenken einzustimmen. Die besondere Thematik des Sonntagsgottesdienstes kann auch zu Beginn durch symbolische Handlungen wie das Entzünden von Kerzen und/oder Schweigeminuten unterstrichen werden.

⁷ Erhältlich in der Beratungsstelle für Gottesdienst, s. Anm. 2.

Ein zentrales Element des Gottesdienstes sollte es sein, der Stimme der Opfer Raum zu geben. Der geeignetste Ort im Ablauf des Gottesdienstes ist dafür m.E. vor dem Schulbekenntnis. Es können Beispiele aus der zahlreichen Literatur dazu ausgewählt werden oder auch die autobiographischen Berichte von Tadeusz Szymanski, Otto Rosenberg und Marga Randall verwendet werden, die stellvertretend für die verschiedenen Opfergruppen stehen. Es lohnt sich aber sicherlich, sich auf Spurensuche in der jeweiligen Gemeinde oder ihrem Umkreis zu begeben und die Schicksale von jüdischen und anderen Mitbürgern/innen zu erzählen, die Opfer von Verfolgungen und Verhaftungen wurden. Denn es geht nicht um das Gedenken einer abstrakten Zahl, sondern um die einzelnen Menschen, die Nachbarn/innen, Freunde/innen, Verwandte waren: »Es war Einer, und Einer, und Einer, und ...«⁸

Liturgievorschlag zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus im Rahmen eines Gottesdienstes am dritten Sonntag nach Epiphania (26.01.2002)

Silke Alves/Irene Pabst

Begrüßung:

Morgen ist ein Gedenktag, an den kaum jemand denkt.

Vor sechs Jahren hat der damalige Bundespräsident Roman Herzog den 27. Januar als »Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus« ausgerufen, aber nur in wenigen Kalendern ist dieser Tag verzeichnet, nur wenigen Menschen ist dieses Gedenken ein wichtiges Anliegen.

Aber wenn es auch nur wenige sind, dann möchten wir zu diesen wenigen gehören,

- weil Christen in der Nachfolge Jesu Christi nun mal an der Seite der Opfer stehen;
- weil es uns angeht, wenn Menschen, denen Gott Würde verliehen hat, diese Würde genommen wurde;
- weil es wenig genug ist, den Entmenschlichten und Getöteten wenigstens unser Gedenken zu widmen;
- weil wir glauben, daß ohne Gedenken keine Umkehr und kein Neuanfang gelingen kann.

⁸ Judith Miller, Humanistic Judaism, 90.

An dieser Stelle kann folgender Text von A. H. Friedlander gelesen werden, und währenddessen können sechs Kerzen auf dem Altar entzündet werden, die Zeichen für die ermordeten sechs Millionen jüdischer Menschen sind. Eine siebte Kerze kann symbolisch für all die anderen Opfer entzündet werden. Dementsprechend kann die Zeile »Das Schweigen der sechs Millionen« abgeändert werden in »Das Schweigen der Millionen«.

Die Erinnerung an das schreckliche Geschehen weckt in uns Trauer um die zahllosen Toten, um die verweigerte Hilfe, um den fehlenden Widerstand auf christlicher Seite. Sie sprengt das Fassungsvermögen des menschlichen Verstandes und macht uns sprachlos. Schweigen kann uns helfen, uns der Erinnerung zu öffnen. Schweigen kann verändernde Kraft haben. Es kann sich in Gebet verwandeln, wie es in folgendem Gedicht von Albert Friedlander heißt, das ich vorlesen möchte. Dazu werden auf dem Altar Kerzen entzündet, um an die Millionen von Toten zu erinnern.

Wir beginnen – mit Schweigen.

Das Schweigen des Todes; das Schweigen des Lebens.

Das Schweigen nach der Zerstörung.

Das Schweigen vor der Schöpfung.

Es gibt Zeiten, da geraten Lieder ins Stocken,

Da erfüllt Finsternis das Leben,

Da wird das Martyrium zu einem Sinnbild des Glaubens

Gegen den unerbittlich schwarzen Raum, der uns umgibt.

Keine Worte gelangen jenseits der Grenze der Nacht,

Kein Kundschafter vermag uns die ganze Geschichte zu erzählen.

Es bleibt nur das Schweigen.

Das Schweigen Hiobs.

Das Schweigen der sechs Millionen.

Das Schweigen der Erinnerung.

Wir erinnern uns an sie, während wir das Schweigen vernetzen

Zu einem Schweigen, das sich in Gebet verwandelt,

Das die Finsternis berührt, sie aber nicht erfaßt,

Die Angst, die Erinnerung heißt; und Liebe.

Und Leben und Tod.

aus: E.Wiesel/A.Friedlander, Die sechs Tage der Schöpfung und Zerstörung, Freiburg 1992, 93f.

Es folgen Schweigeminuten.

Lied: (im hessischen Gesangbuch findet sich folgendes Lied:)

EG 585 (1-4) Ich rede, wenn ich schweigen sollte

1. Ich rede, wenn ich schweigen sollte,
und wenn ich etwas sagen sollte,
dann bin ich plötzlich stumm.

Herr, hilf das Rechte sagen.

Hilf uns das Gute wagen.

Herr, hilf das Rechte tun!

2. Ich schweige, wenn ich reden sollte,
und wenn ich einmal hören sollte,
dann kann ich's plötzlich nicht.

Herr, hilf das Rechte sagen.

Hilf uns das Gute wagen.

Herr, hilf das Rechte tun!

3. Ich glaube, wenn ich zweifeln sollte,
und wenn mein Glaube tragen sollte,
dann bin ich tatenlos.

Herr, hilf das Rechte sagen.

Hilf uns das Gute wagen.

Herr, hilf das Rechte tun!

4. Ich zweifle, wenn ich glauben sollte,
und wenn ich kritisch fragen sollte,
dann nehm' ich alles an.

Herr, hilf das Rechte sagen.

Hilf uns das Gute wagen.

Herr, hilf das Rechte tun!

Text: Kurt Rommel 1965

Melodie: Thomas Salwey 1973

oder

EG 430 Gib Frieden, Herr, wir bitten, die Welt nimmt schlimmen Lauf

Votum:

Wir sind hier in der Kirche in deinem Namen,
Gott, du Schutz allen Lebens,
Jesus, du Hoffnung aller Gequälten und Geopferten,
Heiliger Geist, du Überwindung des Todes.

Obwohl der Wochenpsalm 86 nicht im EG zu finden ist, empfehle ich, ihn für alle abzudrucken, um ihn im Wechsel zu beten.

Psalm 86 (s. *Gottersdienstfaltblatt*)

Gedenken

Hier kann von Menschen aus der Gemeinde oder ihrem Umkreis erzählt werden, die Opfer des nationalsozialistischen Terrors wurden.

Wir gedenken der Millionen von Menschen, die der Schreckensherrschaft der Nationalsozialisten zum Opfer gefallen sind. Zuallererst der sechs Millionen Juden und Jüdinnen, aber auch all der anderen Menschen, denen aus rassistischen oder politischen Gründen ihr Leben genommen wurde.

Stellvertretend für die Vielen erinnern wir an ...

Schuldbekennnis:

Wir stehen vor Gott,

wir sehen uns so wie wir sind,

wir sehen unsere Welt so wie sie ist:

Am 27. Januar 1945 wurde das Konzentrationslager Auschwitz durch die rote Armee befreit.

Dass in der Mitte des letzten Jahrhunderts nicht nur in Auschwitz, sondern an zahlreichen Orten ganz und gar Unglaubliches, ganz und gar Unmenschliches nicht einfach **geschah**, sondern **getan** wurde,

das macht einen Unterschied auch für die Generationen, die nach dem 27. Januar 1945 geboren wurden und werden.

Wir gedenken in Trauer der Menschen, die unter uns gelebt hatten im Nachbarhaus, im Nachbarort,

im Nachbarland, die dann grausam mißhandelt und gequält wurden und die schließlich auf unsägliche Weise getötet wurden.

Wir gedenken der Jüdinnen und Juden, der Sinti und Roma, der Schwerstbehinderten, der Homosexuellen, all der Menschen, die nicht mehr wie Menschen behandelt wurden, die abtransportiert, ausgenutzt und ausgerottet wurden.

Wir sind beschämt, wie wenig wir dafür tun, dass diese Welt ein menschlicheres Gesicht bekommt.

Wir sind erschrocken, wie kurz der Weg ist von Gleichgültigkeit und Wegschauen zu Haß und Gewalt.

Wir rufen Dich, unser Gott, an um dein Erbarmen:

Der in der Gemeinde übliche Kyrieruf könnte ersetzt werden durch den Liedruf (siehe Gottesdienstfaltblatt, Quelle: 27. Januar, Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus, 63, s. auch Anm. 2):

Herr, wie lange noch wirst du uns ertragen

Herr, erbarme dich über unser Versagen

Kollektengebet:

Unser Gott,

die Worte deines Sohnes Jesus Christus,

haben Menschen aus vielen Völkern

aufhorchen lassen, wachgerüttelt,

froh gemacht und geheilt.

Öffne unser Herz für deine vergebende, ermutigende, heilende Botschaft.

Das bitten wir durch Jesus Christus, deinen Sohn, unseren Bruder,

der mit dir lebt und liebt in Ewigkeit

Schriftlesung: Römer 1,14-17 oder Römer 15,8-12

Wochenlied EG 293 (1+2)

Lobt Gott den Herrn, ihr Heiden all

Predigt über Matthäus 8,5-13

Epiphaniastlied EG 74 (1-4)

Du Morgenstern, du Licht vom Licht

Fürbitte:

Ach Herr,

könnten wir doch fremde Menschen mit den Augen Jesu ansehen:

was gäbe das für ein Vertrauen!

Was gäbe das für eine Liebe!

So bitten wir dich, dass Du uns durchdringst mit deinem Geist der Toleranz,

der Einfühlsamkeit und wechselseitigen Wertschätzung,

überall wo uns Fremdes begegnet.

Befreie uns zu neuen Anfängen eines geschwisterlichen Lebens mit allen Menschen.

Hilf uns zu einem guten Verhältnis mit dem jüdischen Volk.

Lass es uns achten als das Volk unserer älteren Geschwister im Glauben an dich.

Lehre uns diejenigen, die anders sind als wir, zu tolerieren
und ihr Anderssein als Bereicherung zu erfahren.

Lass uns geistig und körperlich behinderte Menschen in unserer Mitte anerkennen und annehmen.

Schenke uns selber Kraft, denen zu folgen, die den Mut zum Widerstand gegen Verfolgung und Mord fanden.

Im geschwisterlichen Glauben an dich gegründet

befähige unsere Herzen und Sinne dafür, mit anderen Menschen zu denken und zu fühlen.

Ohne Angst um uns selbst lass uns mit ihnen Wege der Hoffnung und des Friedens gehen.

Stille

Vaterunser

Segen

Schlußlied:

EG 170 Komm, Herr, segne uns

oder

EG 171 Bewahre uns Gott, behüte uns Gott

oder aus dem hessischen Regionalteil:

**EG 643 Viele kleine Leute an vielen kleinen Orten, die viele kleine Schritte tun,
können das Gesicht der Welt verändern,
können nur zusammen das Leben bestehn.
Gottes Segen soll sie begleiten, wenn sie ihre Wege gehn.**

Text: Der erste Teil des Textes nach einem afrikanischen Sprichwort, der zweite Teil von Bernd Schlaudt 1989

Kanon für 3 Stimmen: Bernd Schlaudt 1989

Zeugnis und Erinnerung:

Drei autobiographische Berichte von Opfern der national-sozialistischen Verfolgung

»Die Abstraktion ist des Gedächtnisses innigster Feind. Sie wirkt abtötend, weil sie zur Distanz und nicht selten zur Gleichgültigkeit ermutigt. Wir selbst müssen uns immer wieder mahndend erinnern, dass Holocaust nicht ‚sechs Millionen‘ bedeutet. Es war Einer, und Einer, und ... Nur wenn wir verstehen, dass die Zivilisiertheit eines Volkes in der Verteidigung des Einen, und Einen, und Einen, und ... liegt, kann dem Holocaust, unbegreifbar wie er ist, eine Bedeutung gegeben.«⁹

»Hoffnung muss man haben, Zeichen der Hoffnung gibt es.«¹⁰

Tadeusz Szymanski

Tadeusz Szymanski wurde am 18.05.1917 in Gostila/Bosnien geboren. Den größten Teil seiner Jugend verbrachte er in Lancut/Galizien (seit 1929). Im



August 1939, kurz vor Beginn des Zweiten Weltkriegs, machte er sein Abitur. Am 2. Mai 1941 wurde er von den Deutschen verhaftet, weil den Pfadfindern angehörte, die als politisch verdächtige Organisation galten. Er wurde noch im Mai in das Stammlager Auschwitz I deportiert, wo er bis zum Herbst 1944 inhaftiert war. Bei einer Selektion am 28. Oktober 1944 wurde er nach Auschwitz-Birkenau gebracht und entging nur knapp der Ermordung, weil es ihm gelang, sich unter ein Gruppe von Häft-

⁹ Judith Miller, *Humanistic Judaism*, 90.

¹⁰ Auszüge aus: Tadeusz Szymanski, *Verlier die Hoffnung nicht, Erinnerungen*, Schriften der Evangelischen Initiative Zeichen der Hoffnung – Znaki Nadziei®, bearbeitet und herausgegeben von Jürgen Telschow, Frankfurt/Main 2002.

lingen zu mischen, die in das Konzentrationslager Groß Rosen weitertransportiert wurden. Kurze Zeit später wurde er nach Buchenwald überführt. Auf einem weiteren Transport in Richtung Tschechoslowakei gelang ihm die Flucht. Tschechen versteckten ihn bis zum 1. Mai 1945, dem Tag, an dem die Amerikaner in Klenci einmarschierten.

Er kehrte nach Kriegsende zunächst nach Lancut zurück, die schrecklichen Erlebnisse in den Konzentrationslagern ließen ihn jedoch nicht los. 1946 kehrte er an den Ort des Schreckens, nach Auschwitz, zurück und entschloss sich, beim Aufbau der Gedenkstätte mitzuarbeiten. Er stellte sein ganzes weiteres Leben in den Dienst des Wachhaltens der Erinnerung an die Verbrechen des nationalsozialistischen Regimes und in den Dienst der Versöhnung zwischen Polen und Deutschen. Er stand u.a in enger Verbindung zu Aktion Sühnezeichen und zu Zeichen der Hoffnung – Znaki Nadziei. Er sah in den vielen Begegnungen mit den Nachkommen der Täter Zeichen der Hoffnung. Tadeusz Szymanski starb am 26.08.2002.

Zäune und Mauern

Der Stacheldrahtzaun aller Konzentrationslager sah ähnlich aus. Manchmal lag der Unterschied darin, dass es Holzpfiler wie in Majdanek gab oder Betonpfiler wie in Auschwitz, Birkenau, Buchenwald und Sachsenhausen. Wenn die Umzäunung mit einer Mauer versehen wurde, gab es besondere Gründe. Im Stammlager Auschwitz I stand außer dem Stacheldrahtzaun eine Mauer entlang der öffentlichen Straße, die von Zivilisten passiert werden durfte. Durch Mauern wurde auch der Hof zwischen dem Block 10 und dem Todesblock 11 abgeschirmt, damit man nicht sehen konnte, was vor der schwarzen Wand des Todesblocks 11 passierte.

Im Krieg durften die Polen kein Radio haben. Das war auch eine Art »Abdichtung«. Nicht jeder konnte die Schüsse bei den Exekutionen vor der Todeswand hören. Und nicht jeder hatte den Mut, sich illegal ein Radio zu besorgen und »Bum-Bum-Bum« abzuhören – die Nachrichten in polnischer Sprache von BBC London. Das Abhören der feindlichen Sender wurde streng verfolgt.

Gleichzeitig gab es einen Abhördienst, der sorgfältig notierte, worüber die feindlichen Sender berichtet haben. In deutschen Archiven gibt es Dokumente des Abhördienstes. Man liest da, dass im Jahre 1944 feindliche Sender über Massentransporte von Juden berichtet haben, von Juden, die in Auschwitz massenweise vergast wurden. Für diese Stimmen hat es keine Mauern gegeben. Wer wollte, konnte es hören. (38f.)

Das verkehrte B

Jahrlang hätte ich es sehen müssen, aber ich habe es nicht gesehen. Genau so haben es Tausende von Häftlingen nicht gesehen, die durch das berühmte Tor »Arbeit macht frei« des Stammlagers Auschwitz I zur Arbeit geführt wurden oder von der Arbeit zurückkamen. Sogar nach dem Krieg gingen Millionen Besucher durch dieses Tor, um die Gedenkstätte zu besuchen, und



sahen es nicht. Man wusste, dass der in Dachau geschulte Lagerkommandant das Tor von Dachau nachahmen wollte und dass die Inschrift in der Häftlingschlosserei hergestellt worden war. Dort hatte man das B verkehrt herum eingeschweißt. Selbst Lagerkommandant Höß und die anderen SS-Männer haben es

nicht bemerkt, denn sonst hätten es die Häftlinge von der Schlosserei zu spüren bekommen. Niemand hat es bemerkt; es ist eben normal, dass man nicht sieht, was man ständig anschaut. Kannst Du zum Beispiel Deine Armbanduhr genau beschreiben?

Erst fünfzehn oder zwanzig Jahre nach der Befreiung des Lagers traf ich in der Gedenkstätte den Schreiber des Kommandos Schlosserei. Als wir an der Blockführerstube vor dem Tor standen, machte er mich auf das verkehrte B aufmerksam. »Das haben wir bewusst so gemacht, und das hat uns gefreut. Als die Inschrift am Tor befestigt wurde, haben manche von uns Angst bekommen ... wenn das die SS erfährt!! Als unser Kommando durch das Tor marschierte, haben wir gar nicht hingeschaut. Wir haben den Blockführer beobachtet und waren beruhigt, dass er nichts gemerkt hatte. Da wuchs unsere Schadenfreude. Und so war unsere Einstellung im Lager, wo möglich, wenn auch bei ganz kleinen Sachen, etwas falsch machen.« Hätte es die SS erfahren, es hätte sich nicht gelohnt. (39)

Fortsetzung auf Seite 35

Wege aus der Zerstörung

**Gottesdienst am dritten Sonntag nach
Epiphania (26.01.2003) zum Gedenktag für die Opfer
des Nationalsozialismus am 27. Januar**



Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Vorspiel

Begrüßung mit Hinweis auf den Gedenktag am 27. Januar

Lied: Ich rede, wenn ich schweigen sollte EG 585,1-4

Psalm 86:

HERR, neige deine Ohren und erhöre mich;
denn ich bin elend und arm.

Bewahre meine Seele, denn ich bin dein.

Hilf du, mein Gott, deinem Knechte, der sich verläßt auf dich.

Herr, sei mir gnädig; denn ich rufe täglich zu dir.

Erfreue die Seele deines Knechts; denn nach dir, Herr, verlangt mich.

Denn du, Herr, bist gut und gnädig, von großer Güte allen, die dich anrufen.

Vernimm, HERR, mein Gebet und merke auf die Stimme meines Flehens!

In der Not rufe ich dich an; du wollest mich erhören!

Herr, es ist dir keiner gleich unter den Göttern, und niemand kann tun, was du tust.

Alle Völker, die du gemacht hast, werden kommen und vor dir anbeten,
Herr,

und deinen Namen ehren, daß du so groß bist und Wunder tust und du allein Gott bist.

Weise mir, HERR, deinen Weg, daß ich wandle in deiner Wahrheit;
erhalte mein Herz bei dem einen, daß ich deinen Namen fürchte.

Ich danke dir, Herr, mein Gott, von ganzem Herzen und ehre deinen
Namen ewiglich.

Denn deine Güte ist groß gegen mich, du hast mich errettet aus der Tiefe
des Todes.

Gott, es erheben sich die Stolzen gegen mich,

und eine Rotte von Gewalttätern trachtet mir nach dem Leben und haben
dich nicht vor Augen.

Du aber, Herr, Gott, bist barmherzig und gnädig,
geduldig und von großer Güte und Treue.

Wende dich zu mir und sei mir gnädig;

stärke deinen Knecht mit deiner Kraft und hilf dem Sohn deiner Magd!

Tu ein Zeichen an mir, daß du's gut mit mir meinst, daß es sehen, die
mich hassen,

und sich schämen, weil du mir beistehst, HERR, und mich tröstest.

Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus

Schuldbekentnis:

Wir stehen vor Gott,
wir sehen uns so wie wir sind,
wir sehen unsere Welt so wie sie ist:

Am 27. Januar 1945 wurde das Konzentrationslager Auschwitz durch die rote Armee befreit.

Dass in der Mitte des letzten Jahrhunderts nicht nur in Auschwitz, sondern an zahlreichen Orten ganz und gar Unglaubliches, ganz und gar Unmenschliches nicht einfach **geschah**, sondern **getan** wurde, das macht einen Unterschied auch für die Generationen, die nach dem 27. Januar 1945 geboren wurden und werden.

Wir gedenken in Trauer der Menschen, die unter uns gelebt hatten im Nachbarhaus, im Nachbarort, im Nachbarland, die dann grausam mißhandelt und gequält wurden und die schließlich auf unsägliche Weise getötet wurden.

Wir gedenken der Jüdinnen und Juden, der Sinti und Roma, der Schwerstbehinderten, der Homosexuellen, all der Menschen, die nicht mehr wie Menschen behandelt wurden, die abtransportiert, ausgenutzt und ausgerottet wurden.

Wir sind beschämt, wie wenig wir dafür tun, dass diese Welt ein menschlicheres Gesicht bekommt.

Wir sind erschrocken, wie kurz der Weg ist von Gleichgültigkeit und Wegschauen zu Haß und Gewalt.

Wir rufen Dich, unser Gott, an um dein Erbarmen:

Kyrieruf:

Herr, wie lange noch (Kyrie)

The image shows a musical score for a Kyrie. It consists of two staves of music in a 4/4 time signature. The first staff has a key signature of one flat (B-flat) and a common time signature. The notes are: F (quarter), B (quarter), F (quarter), B (quarter), Gm^{7/4} (quarter), C (quarter). The lyrics under the first staff are: Herr, wie lan - ge noch wirst du uns er - tra - gen? The second staff has a key signature of one flat and a common time signature. The notes are: B (quarter), E_b (quarter), B (quarter), F (quarter), Gm (quarter), C (quarter), B (quarter), F (quarter), C (quarter). The lyrics under the second staff are: Herr, er - bar - me dich ü - ber un - ser Ver - sa - gen. sa - gen. There are first and second endings marked above the final notes.

M.: Dieter Trautwein, T.: Oskar G. ©Blarr, Strube Verlag, München

Kollektengebet

Schriftlesung

Lied: Lobt Gott den Herrn, ihr Heiden all EG 293 (1+2)

Lesung des Evangeliums: Matthäus 8,5-13:

⁵ Als aber Jesus nach Kapernaum hineinging, trat ein Hauptmann zu ihm; der bat ihn: ⁶ Herr, mein Diener liegt zu Hause und ist gelähmt und leidet große Qualen. ⁷ Jesus sagte zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen. ⁸ Der Hauptmann antwortete: Herr, ich bin nicht wert, daß du unter mein Dach gehst, sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Diener gesund. ⁹ Denn auch ich bin ein Mensch, der einer Macht untersteht, und habe Soldaten unter mir; und wenn ich zu einem sage: Geh hin!, so geht er; und zu einem andern: Komm her!, so kommt er; und zu meinem Sklaven: Tu das!, so tut er's. ¹⁰ Als das Jesus hörte, wunderte er sich und sagte zu denen, die ihm folgten: Wahrlich, ich sage euch: Solchen Glauben habe ich in Israel bei keinem gefunden! ¹¹ Aber ich sage euch: Viele werden kommen vom Osten und vom Westen und mit Abraham und Isaak und Jakob im Himmelreich zu Tisch sitzen; ¹² aber die Kinder des Reichs werden in die Finsternis hinausgestoßen; da wird Heulen und Zähneklappern sein. ¹³ Und Jesus sagte zu dem Hauptmann: Geh hin; dir geschehe, wie du geglaubt hast. Und sein Diener wurde gesund zu derselben Stunde.

Predigt über Matthäus 8,5-13

Lied: Du Morgenstern, du Licht vom Licht EG 74,1-4

Stille

Vaterunser

Segen

Lied: Bewahre uns Gott, behüte uns Gott EG 171

Ein Tropfen

Es regnet eigentlich nicht, es ist nur neblig und nass. Tage ohne Sonne. Auschwitz-Wetter. Auf dem kahl geschorenen Kopf bildet sich ein Tropfen. Langsam rinnt er über die Stirn auf die Nase ... kitzelt. Vor einigen Minuten hatte es das Kommando »Still gestanden!« gegeben. Wir stehen stramm in Reih und Glied. Einige tausend Häftlinge stehen zum Zählappell. Es ist kalt und nass. Der Tropfen erreicht die Nasenspitze, er ärgert; aber vor uns steht der Blockführer und schaut uns genau an. Die kleinste Bewegung könnte ihn ärgern. Und das darf man nicht, denn es lohnt sich nicht. Der Tropfen fällt runter. Entspannung. Doch der nächste Tropfen sammelt sich auf der Stirn, und alles könnte sich wiederholen bei diesem Wetter. Doch der Blockführer ist zufrieden; es hat lange genug gedauert, und keiner hat die kleinste Bewegung gewagt. Das plötzliche Kommando »Mützen auf!« gibt Gelegenheit, nicht nur die Mütze aufzusetzen, sondern mit ihr auch den nassen Kopf abzutrocknen. Der Blockführer schaut uns eine Weile an und dann kommandiert er »Wegtreten!« Wir sind glücklich. Der Appell ging ohne Ärger zu Ende. So wenig brauchten manchmal Häftlinge zum Glücklichsein. (54)

Schuldig geboren?

Adam und Eva hat der verbotene Apfel gut geschmeckt. Sie wurden aus dem Paradies gejagt, und ihre Kinder tragen bis zum heutigen Tag die Schuld der bösen Tat. Aber die Taufe des Kindes soll die Schuld der Ureltern löschen. Wie viele dürfen sich nach der Geburt als schuldig geboren fühlen? Mit großem Interesse habe ich das Buch »Schuldig geboren – Kinder aus Nazi-familien« von Peter Sichrovsky gelesen. Andere Gefühle hat das Buch des Sohnes des »polnischen Königs«, wie sich Generalgouverneur Hans Frank nannte, geweckt. Gibt es auch für diese eine »Taufe«, die die Schuld der Eltern löschen möchte und sie nicht auf weitere Generationen überträgt?

Ich kannte jemand, der sich wohl nicht als schuldig geboren gefühlt hat, der aber wusste, dass seine Eltern schuldig waren. Sein ganzes Leben, seine Gedichte hat er der Versöhnung zwischen den Deutschen und den von den Nazis verfolgten Völkern gewidmet. Sein Dienst und sein ganzes Leben könnte ein gutes Beispiel für alle sein, die sich schuldig geboren fühlen. Ich meine Volker von Törne, meinen Freund. Ich glaube das war seine Taufe.

Es wäre traurig, wenn die, die sich schuldig geboren fühlen, keine Hoffnung sehen würden. Hoffnung muß man haben, Zeichen der Hoffnung gibt es. Wir müssen versuchen, uns gegenseitig zu helfen. (86)

Mein Platz im Park¹¹

Marga L. Randall

Marga L. Randall, geb. Silbermann, wurde am 20. März 1930 in Schermbeck im Rheinland geboren. Bis Hitler an die Macht kam, lebte ihre Familie ein normales Leben. Margas Vater war ein respektierter Mann im Dorf, der für seine Verdienste im Ersten Weltkrieg ausgezeichnet worden war. Nach dem frühen Tod des Vaters 1934 musste sich die Familie trennen: Marga wuchs



bei ihrer Tante Paula in Schermbeck im Rheinland auf. Wegen der Nürnberger Rassegesetze war sie gezwungen, die Schule nach nur neun Monaten zu verlassen. Wie in vielen Städten und Dörfern Deutschlands schlug auch im idyllischen Schermbeck am 9. November 1938 die antijüdische Stimmung in offene Gewalt um. Margas Familie konnte in einem benachbarten Katholischen Krankenhaus Zuflucht suchen. Im Januar 1939 verließ Marga Schermbeck und suchte mit ihrer Mutter und ihren Geschwistern Zuflucht bei ihrer Tante Hulda in Berlin. Sie erlebte hier, wie das Leben für Juden und Jüdinnen immer eingeschränkter und unerträglicher wurde.

Einem Teil der Familie glückte 1939 die Flucht in die USA. Ihnen gelang es, für Marga, ihre Schwester und ihre Mutter die notwendigen Papiere für die rettende Emigration zu besorgen. 1941 verließ Marga

Deutschland und kehrte erst 1982 anlässlich einer Ausstellung über die ehemalige jüdische Gemeinde in ihren Heimatort Schermbeck zurück. Dies war der Beginn ihrer schmerzvollen, aber auch fruchtbaren Erinnerungsarbeit. Auf zahlreichen Reisen durch Deutschland erzählte sie seither bei Vorträgen und Gesprächen von ihrer Lebens- und Leidensgeschichte. Marga L. Randall lebt heute mit ihrer Familie in den USA.

¹¹ Marga L. Randall, Als sei es erst gestern geschehen, Jüdische Schicksale aus Schermbeck 1930-1997, hg. von Erhard Roy Wiehn, ©Hartung-Gorre-Verlag, Konstanz 1997, 41-43.

Es ist immer noch schwer für mich, an Berlin zu denken. Es war ein kalter und trostloser Januar 1939, und die Stadt schien wie von einem schweren, grauen Laken bedeckt, düster und feucht. Die Kälte war nicht nur in der Luft spürbar, sondern auch in den Menschen um uns herum.

Sobald wir angekommen waren, meldete mich meine Familie in einer Schule an. In Schermbeck war ich nur neun Monate zur Schule gegangen, bevor dies Juden verboten wurde. Hier stand ich nun mit meinen 11 Jahren und konnte weder lesen noch schreiben. Es war eine jüdische Schule, eine der wenigen in Berlin. Dort war ich nur drei Monate Schülerin, bis die Nazis diese Schule schlossen. Juden, so schien es, waren einer Ausbildung nicht wert.

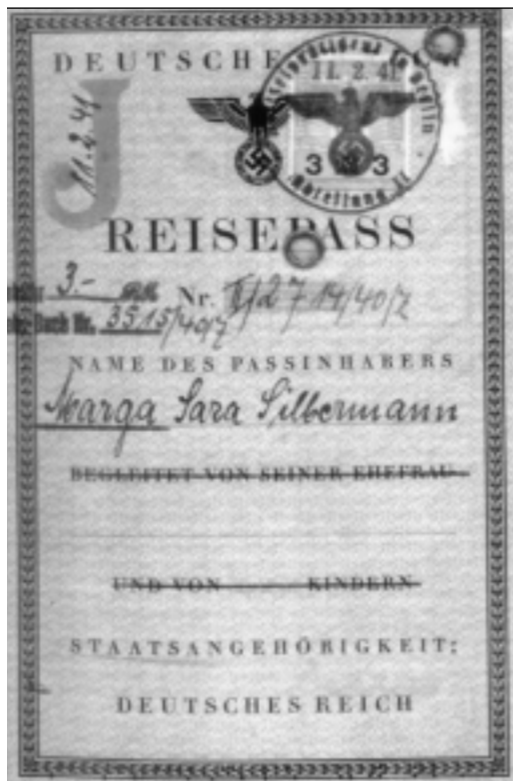
Schermbeck und seine vertraute Umgebung begann ich, schrecklich zu vermissen. Als wir am späten Nachmittag abreisten, war noch genug Licht, um den schönen Teich zu sehen, der nicht weit von unserem Haus entfernt lag. Auf der Eisfläche liefen Menschen jeden Alters mit farbenfrohen, selbstgestrickten Mützen und Schals Schlittschuh. Ich drückte meine Puppe fest an mich, als wir an kahlen Feldern vorbei zum Bahnhof marschierten, auf denen im Sommer roter Mohn und blaue Kornblumen als Farbtupfer im weiten Kornfeld leuchteten. Ich wußte, daß ich in Berlin nur Stein und Beton der Großstadt sehen würde.

Der Stadtteil, in dem meine Tante, mein Onkel und die Zwillingscousinen lebten, war eine ruhige Wohngegend. Der wunderschöne Körner-Park war genau gegenüber von ihrem Haus. Die efeubewachsenen Mauern waren der Hintergrund für die lebendigen Farben der Blumen, die mit den Jahreszeiten wechselten. Eine wunderschöne hohe Fontaine stand in der Mitte des Parks, von sorgsam geschnittenen Büschen und Pfaden umgeben.

Als ich nach Berlin kam, Schermbecks Grün und alles vermißte, was mir so vertraut war, nahmen mich Hanna und Ruth mit in den Körner-Park, lasen mir wundervolle Geschichten vor und gingen mit mir auf den Pfaden spazieren, während ich den Kinderwagen schob, der einst ihnen gehört hatte. Nachdem ich schon alt genug war, winkten sie mir manchmal ‚auf Wiedersehen!‘ bevor sie mit ihren Freunden für eine Weile verschwanden.

Da saß ich dann auf der weißen Holzbank, wiegte meine Puppe im Kinderwagen und fühlte mich sehr behaglich. Ich konnte das Plätschern der Fontaine hören und die Frabenpracht der Blumen sehen und stellte auch meine Puppe aufrecht, daß sie ihre Augen öffnete. Ich liebte diese Puppe als meinen einzigen richtigen Besitz. Sie gehörte zu mir, ich brauchte sie, ich war zufrieden.

Im Jahr 1940 wurde eines Tages am Tor zum Körner-Park ein Schild angebracht, worauf stand: »für Juden verboten«. Das bedeutete, daß ich den Park nicht länger betreten durfte. Ich konnte meine Puppe nicht länger in ihrem Wagen spazieren fahren, sie über meine Schulter legen oder sie in meinen



Armen wiegen. Nicht länger das sanfte Plätschern des Wasserres in der Fontaine hören. Nicht länger den Duft der Blumen riechen. Ich war wie betäubt, besonders da der Park mich immer an die Spaziergänge erinnerte, die ich mit Großvater in unserem Dorf gemacht hatte.

Nun war uns alles genommen. Alles verboten. Wir durften nicht länger auf den Wiesen spielen; große Abwehrgeschütze standen jetzt dort, die in den Himmel zeigten, um britische Flugzeuge während der nächtlichen Luftangriffe abzuschießen.

Die Lage verschlechterte sich mit jedem Tag, und obwohl ich das Land verließ, bevor wir dazu gezwungen wurden, den abscheulichen gelben Stern zu tragen, fühlte ich mich ständig unsicher. Ich erinnere mich, daß ich eine Jacke mit Kapuze hatte und diese immer über meinen Kopf und mein Gesicht zog, wenn ich auf der Straße oder in einem Geschäft war. Ich schaute niemals jemandem in die Augen und grüßte niemals einen Fremden.

Es gab kein Fleisch für Juden und auch nur Pferde- oder Hammelfleisch für die glücklichen Berliner, die es sich leisten konnten. Wenn wir Glück hatten, lebten wir von Kartoffeln, Gemüse und fettarmer Milch. Es gab Eintopf, der damals sogar laut staatlicher Anordnung einmal pro Woche zubereitet werden mußte. Er bestand aus dem jeweils gefundenen Gemüse sowie Kartoffeln, und ich erinnere mich, daß die SA sogar in die Häuser gehen und den Deckel vom Kochtopf nehmen konnte, um zu sehen, ob auch wirklich Eintopf zubereitet wurde. Wir kochten unseren Eintopf stets am Donnerstag.

Es gab nicht mehr viel zu tun, nachdem die Schulen geschlossen und jüdische Studierende wie Hanna und Ruth ebenso wie jüdische Professoren entlassen worden waren. Wir verbrachten unsere Tage mit Stricken, Häkeln oder dem Kochen des Wenigen, das wir finden konnten. Die Nazis hatten die Juden aus dem Bildungswesen, dem kulturellen und sozialen Leben verdrängt. Wir begannen, unsere Wurzeln zu verlieren. Wir lebten eingeschlossen und isoliert, suchten Trost, den wir bei geschlossenen Gardinen einander geben konnten und beteten, aus der Hölle Berlins 1941 herauszukommen.

Tatsächlich wurden wir im Mai des Jahres 1941 plötzlich benachrichtigt, daß unser Einreisegesuch für die USA genehmigt worden war, und daß Mutter, Hilda und ich Deutschland verlassen konnten. Wir durften 50 Pfund an Kleidung mitnehmen, und Mutti durfte sogar ihren Hochzeitsring behalten.

Ich nahm mein kostbares Püppchen mit, als Mutter und ich zum letzten Mal am Körner-Park standen und einen letzten Blick auf die noch wunderschöne Fontaine und die schon ruinierten Rasenflächen warfen. Ich sammelte meine letzten, bitteren Erinnerungen, drehte mich um und ergriff die Hand meiner Mutter, als wir zum Bahnhof gingen.

Immer noch erinnere ich mich daran, wie die Zwillinge und ihre Eltern auf dem Bahnsteig standen und uns zuwinkten. Als der Zug sich in Bewegung setzte, begann ich zu weinen. Wir winkten vom Fenster aus, bis sie nicht mehr zu sehen waren, – um sie niemals wiederzusehen.

Der Tausch der Nummern¹²

Otto Rosenberg

Otto Rosenberg wurde am 28.04.1927 in Draugupönen, Ostpreußen, als Kind einer deutschen Sinti-Familie geboren. Er wuchs in Berlin bei seiner Großmutter gemeinsam mit seiner Schwester Therese und seinem Bruder Max auf. Die Familie wurde im Juni 1936 in das Lager Berlin-Marzahn, das erste rassistisch definierte Lager in Deutschland, zwangsumgesiedelt. Er erlebte die immer stärker werdenden Repressionen, die ersten Verhaftungen und Abtransporte von Sinti und Roma in das Konzentrationslager Sachsenhausen.

¹² Auszug aus: Otto Rosenberg, Das Brennglas, aufgezeichnet von Ulrich Enzensberger, ©Eichborn AG, Frankfurt am Main 1998, 80-83, leicht gekürzt. Die Taschenbuchausgabe ist im Knauer-Verlag, München 2002 erschienen.

sen. Als er als Fünfzehnjähriger bei der Arbeit zufällig ein Brennglas abschraubte, wurde er wegen Sabotage verhaftet und nach Auschwitz, in das sogenannte »Zigeunerlager Birkenau«, deportiert.

Otto Rosenberg musste in Auschwitz u.a. in der Desinfektionsanstalt des Lagers arbeiten, die in unmittelbarer Nähe der Gaskammern lagen, und wurde Zeuge der entsetzlichen Massenermordung von Menschen, denen die Nazis aus ihrer willkürlichen, rassistischen Ideologie heraus ihr Recht auf Leben einfach absprachen. Die am 15. Mai 1944 beschlossene »Liquidation des Zigeuner-Familienlagers BIIe« scheiterte beim ersten Versuch durch den



Widerstand der Häftlinge, wurde jedoch wenige Monate später durchgeführt. Otto Rosenberg entging dem Tod, weil er als noch arbeitsfähig befunden und im August 1944 in das Konzentrationslager Buchenwald überführt wurde. Von dort kam er in das Konzentrationslager Mittelbau-Dora und in das dazugehörige Außenkommando Ellrich bei Nordhausen, wo er unter menschenunwürdigen Bedingungen schwerste Zwangsarbeit leisten musste. Kurz vor Kriegsende wurde er nach Bergen-Belsen verlegt und erlebte dort die Befreiung durch die alliierten Truppen.

Die meisten Mitglieder seiner Familie überlebten nicht. Sie gehören zu den mehr als 500 000 Sinti und Roma, die von den Nazis ermordet wurden. Der Völkermord an

den Sinti und Roma wurde lange Zeit verdrängt, und den Opfern wurden Entschädigungsleistungen verweigert, so auch Otto Rosenberg.

Otto Rosenberg musste wie alle Überlebenden mit der Erinnerung an die schrecklichen Erlebnisse weiterleben – einer sehr schmerzhaften und oft unaussprechbaren Erinnerung. Er hat trotzdem immer wieder das Gespräch vor allem mit jungen Menschen gesucht und hat Zeugnis über die Verbrechen der Nationalsozialisten/innen abgelegt, damit dieser Teil der Geschichte nicht in Vergessenheit gerät, sondern eine lebendige Mahnung bleibt. Er starb am am 4.07.01.

Seine Tochter Petra Rosenberg führt sein Anliegen weiter und setzt sich für die Interessen von durch die Nazis verfolgten Sinti und Roma ein. Sie leitet den Landesverband Deutscher Sinti und Roma Berlin-Brandenburg mit Sitz in Berlin, Postfach 61 30 11, 10941 Berlin, Tel.: 030 – 43 55 11 70/71, Fax: 030 – 43 55 11 72.

In Buchenwald wurden wir vor einen Lagerarzt gestellt. Er saß an einem Tisch. Wir mußten uns anstellen und alles ablegen. Er musterte uns und wies uns durch Zeichen einer Seite zu.

Oskar kam mit mir auf eine Seite und Bodo auf die andere.¹³

Dann hieß es: Die auf der Seite, wo Bodo war, kommen zurück nach Auschwitz. Er war wahrscheinlich zu schwächlich. Aber er war höchstens ein Jahr jünger als wir. Bodo fing an zu jammern. Er war ja immer mit seinem Bruder zusammengewesen.

Da ging Oskar zu seinem Bruder hinüber und tauschte mit einem anderen Jungen, der lieber in Buchenwald bleiben wollte, seine Nummer.

Die Nummer aus Auschwitz hatte in Buchenwald keine Gültigkeit mehr. Wir hatten schon neue Nummern bekommen. Ich hatte die Nummer 74669. Aber die Nummer war nicht eintätowiert, sondern kam nur auf die Kleidung. Wir hatten sie auf die Hose nähen müssen und auf die Jacke oben links.

Oskar vertauschte diese Nummer und ging dann mit seinem Bruder Bodo zurück nach Auschwitz, in den Tod. Meiner Meinung nach wußte er das. Die jüngeren Leute, die nach Auschwitz zurückgingen, wurden dort alle der Vernichtung zugeführt.

Ich weiß nicht, ob ich nicht gehandelt hätte wie Oskar, wenn mein Bruder zurückgegangen wäre, und ich die Möglichkeit gehabt hätte, mit ihm zu gehen. Aber ich war ja immer alleine. Meine Mutter war im KZ Ravensbrück. Und mein Vater und mein Bruder Waldemar waren in Bialystok im KZ, und mein Bruder Max war im KZ Neuengamme. Ich war nur mit der Oma zusammen, und



das auch nur teilweise. Und ich glaube, das war ganz gut, daß ich alleine war. So brauchte ich auf niemanden Rücksicht nehmen. Was ich tun wollte, das habe ich selbst entschieden und habe es auch getan. Das war ein Grund, warum ich überlebt habe.

¹³ Oskar und Bodo waren Cousins von Otto Rosenberg.

So sind die Freunde aus der Kindheit weggegangen. Aber es war ja nicht so, daß du gesagt hättest:

»Mach's gut!«

Oder mit Verabschieden oder so. Das war ja gar nicht.

»Antreten! Da lang! Da lang!«

Und so.

»Also tschüß.«

Aus.

Was mit dem Betreffenden wurde, das konnte man sich ausmalen, aber man hat gar nicht darüber nachgedacht. Wer zwei Jahre in Auschwitz war wie ich, bekam eine gewisse Stumpfheit. Alles haben wir wehrlos mit uns geschehen lassen. Sie haben uns hier oben, wo das Herz sitzt, eine Spritze gegeben. Keiner bäumte sich auf Keiner sagte:

»Nein, das lassen wir nicht machen.«

Wir wußten nicht, um was es sich handelte. Wir machten uns auch darüber keine Gedanken. Wir waren schon so abgestumpft, daß uns auch das egal war.

Vielleicht war es eine Impfung. Es muß wohl eine Impfung gewesen sein, sonst säße ich jetzt nicht hier.

Wir erfuhren dann von den nachkommenden Blockältesten, daß der Rest von uns, der in Auschwitz geblieben war, unter anderem meine Großmutter, aber auch die andern Cousins und Cousinen und Enkelkinder alle, daß das ganze Zigeunerlager Birkenau liquidiert worden war. Alles zu Ende. Haben sie alle umgebracht.

Wie lange wir in Buchenwald waren, weiß ich nicht genau. War es eine Woche, waren es drei Wochen, vierzehn Tage? Ich weiß es nicht.

...

Ich kam in den Arbeitseinsatz. Wir mußten runter, ganz tief runter in einen tiefen Steinbruch. Dort nahm jeder einen Stein auf die Schulter, und mit dem mußten wir wieder den langen, langen Weg nach oben. Wir warfen den Stein ab und stiegen ohne Verzögerung wieder hinab. Das war ein Kreislauf, eine Kette. Die Arbeit war schwer, denn die Steine waren eckig und oft riesengroß. Die Lagerführung wußte mit den Leuten nichts weiter anzufangen, als sie zu beschäftigen.

Und auf einmal hieß es wieder: weiter.

Wieder wurde ein Transport zusammengestellt, wieder wurde ich ausgesondert, und dieser Transport ging nach Dora.

II. Die Versöhnungsarbeit von ASF



»Wir sind doch alle etwas anders ...«

Dorothea Warneck

... sagt er und hebt sein Wodkaglas. Sie sitzen wieder einmal zusammen, die Gruppe älterer Männer um die 80, reden, reißen Witze und heben ab und zu ihre Wodkagläser, um auf die Gesundheit, das Zentrum, den Chef und vor allem auf die Frauen zu trinken. Wenn es nicht draußen an der Tür stünde, würde man denken, man sei in einem ganz normalen Vereinshaus für Senioren, die hier einen Treffpunkt haben, wo sie Leute ihres Alters treffen, die das gleiche Problem haben wie sie, die auch alleine sind. Aber es ist kein normales Vereinshaus und auch die Leute die hier gerade zusammen sitzen sind nicht nur hier, weil sie zu Hause alleine sind, sondern weil sie im »Centrum Opieki Socjalnej« ehemalige Kameraden treffen können, die genau das gleiche erlebt haben wie sie, die auch im Konzentrationslager waren.

»Ich war 18, die Polizei hielt mich auf der Straße an, als ich gerade von meinem Mädchen kam. Sie schrieben meine Personalien auf. Am nächsten Tag sind sie zu mir nach Hause gekommen. Vater verleugnete mich, aber sie haben gesagt, entweder ich komme morgen aufs Revier oder sie verhaften meinen Vater. Am nächsten Tag bin ich gegangen und auf dem Revier haben sie gesagt, dass ich nach Deutschland arbeiten fahren soll. Wenige Stunden später bin ich nach Radogoszc gebracht worden. Ich war Schüler.«

Er war in Dachau, seine Leber ist kaputt, die Prostata auch und das Herz spielt schon länger nicht mehr so, wie es soll. Trotzdem kommt er jeden Tag ins Zentrum, denn hier hat er seine Freunde, seine Familie, wie er es sagt, Leute um sich herum, die ihn verstehen, bei denen er sich nicht erklären muss, und hier kann er auch trinken. »Die Ärzte haben gesagt ich soll nicht trinken und eigentlich muss ich an der Leber operiert werden aber ich will nicht. Was macht schon dieses eine Jahr mehr oder weniger aus.« Ja, was macht dieses eine Jahr mehr oder weniger bei einem Menschen denn aus, der so viel Schreckliches erlebt und überlebt hat, an dem Versuche durchgeführt wurden und der bis heute jeden Tag mit diesen grauenvollen Erlebnissen leben und umgehen muss. Können da wirklich heute Ärzte über sein Leben bestimmen, ihm verbieten zu trinken, eine der wenigen Sachen, die ihm noch geblieben sind. »Die Ärzte verbieten uns Wodka zu trinken und trinken

selber auch. Wir müssen manchmal trinken, um für eine Weile vergessen zu können«, meint ein anderer. Am schlimmsten ist es, wenn sie über ihr Erlebtes gesprochen haben. »Dann kann ich nachts nicht schlafen. Ich kann oft nachts nicht schlafen, weil ich daran denken muss. Man muss an schöne Sachen denken, um diese Gedanken zu verdrängen. An Wodka, Frauen, schöne Mädchen, auch wenn man in unserem Alter keine Chance mehr hat.« »Manche machen die ganze Zeit Witze, um an andere Dinge zu denken, nur so können sie überleben.« Wieder heben sie ihre Gläser, essen Wurst und Brot hinterher, und einer erzählt einen nicht gerade jugendfreien Witz.

Wie muss das sein, wenn man jeden Tag an die KZ-Erlebnisse denken muss, an die erlebten Qualen und Schikanen, an die Kameraden, Geschwister und Eltern, die umgekommen sind und an die Leichen. Manche und manchen erinnert eine eintätowierte Nummer im rechten Unterarm täglich an das Erlebte, sie geht nicht weg und auch die Falten der gealterten Haut können sie nicht unkenntlich machen. Die Irokesenschnitte, die andere in den Lagern tragen mussten, sind lange schon wieder nachgewachsen, die Lagerkleidung eingetauscht gegen Anzüge, Hosen und Pullis. Ein arbeitsreiches Leben liegt hinter ihnen allen, Familie, Kinder, Enkelkinder, politische Wechsel und eine Gegenwart, in der ihnen nach vielen Jahrzehnten endlich eine symbolische Entschädigung zugedacht wird.

Doch die allerwenigsten Wunden sind sauber verheilt, schmerzhaft, sichtbare Narben sind geblieben, die durch keine noch so große Entschädigung der Welt ausgeheilt werden können. Ihr gesamtes Leben haben sie mit den Albträumen leben müssen, mit dem Unverständnis der anderen Menschen, die nicht im KZ waren und mit der Frage, warum ausgerechnet sie überlebt haben. Sie haben sich mit ihrem Erlebten eingerichtet, oft durch Verdrängen in den hintersten Winkel des Gedächtnisses. Psychologische Hilfe? Wohl eher wenig bis gar nicht. »Wir reden nicht über die Zeit, meine Frau und meine Tochter wollen es nicht hören.« »Ich habe es meinen Kindern nicht erzählt, auch untereinander reden wir nicht viel darüber, sondern versuchen, es durch schöne Sachen zu verdrängen.«

Der alte Herr, der in Dachau war, erzählt: »Meine Enkelin ist neun Jahre alt und sie hat mich gefragt, warum ich im KZ war. Sie hat gedacht, dass ich etwas Schlimmes gemacht haben müsste, weil man mich eingesperrt hat,

gestohlen oder so etwas. Ich habe ihr gesagt, dass ich nichts gemacht habe, dass Krieg war und wir junge Leute ohne Grund eingesperrt wurden. Sie hat mir das nicht geglaubt, hat gesagt, dass ich etwas angestellt haben müsse, sonst hätte man mich nicht eingesperrt, aber ich habe ihr gesagt, dass man mich einfach so eingesperrt hat. Das konnte sie mir nicht glauben.« Logik eines Kindes und doch, kann man es denn wirklich glauben, nachvollziehen, sich vorstellen?

Wenn sie da sitzen, Sigismund, Adam, der zweite Sigismund, Janek, Czeslaw und wie sie alle heißen, dann sieht man alte Männer, krank zum größten Teil. Spätfolgen des Lagers und Alterserscheinungen. Wie die meisten älteren Menschen haben sie ihre Macken und Eigenarten, die sie so unverwechselbar machen. Sigismund zückt alle fünf Minuten seinen Spiegel, um sich zu begutachten und die einzelnen dünnen Haarsträhnen wieder zu ordnen. In seiner Brieftasche trägt er die Fotos seiner ehemaligen Liebschaften und »Mädchen«, wie er sie nennt mit sich rum. Adam könnte stundenlang Witze über schöne Frauen, Sex und Viagra reißen, versteht oft nicht alles, da er nicht mehr gut hört und kann sich so herrlich über Politik auslassen. Janek hat einen Ordnungstisch, alles muss eine bestimmte Reihenfolge haben, auch wenn er damit den ganzen Betrieb aufhält und für den anderen Sigismund ist schöne Kleidung wichtig, denn er konnte lang genug nicht selber bestimmen, was er anziehen will und ist nur in der dünnen, abgeschabten Häftlingskleidung rumgelaufen. KZ – Syndrom nennen sie ihre Macken, oder lieber noch die Macken der anderen. Vielen ist, bei aller Kameradschaft, ein gewisser Argwohn den anderen gegenüber geblieben, dass einer was nehmen könnte, was ihm nicht gehört, nicht aus bösem Willen heraus, sondern weil es ihn auf einmal so überkommt.

Dann legen sie zusammen, um noch eine zweite Flasche Wodka zu kaufen. Einer fängt wieder an zu erzählen: »Als ich nach 40 Jahren ein KZ besucht, hatte ich Angst, da ich dachte, das Tor könne sich wieder schließen. Danach konnte ich drei Tage nichts essen.« »Wenn ich durch das Lager gehe, habe ich den Geruch in der Nase. Er ist immer noch da, der Geruch nach verbrannten Leichen.«

Längst nicht alle haben die Kraft und den Mut nach vielen Jahren noch einmal die Stelle wieder aufzusuchen, an der sie so gepeinigt wurden, manche

erzählen gar nichts aus dieser Zeit und doch haben sie die Energie, in dieses Zentrum zu kommen, es mit zu gestalten, für sich und die anderen.

Nach der fünften Runde Wodka meint Sigismund: »Bei uns ist es wie in einer Oase. Die ehemaligen Häftlinge kommen gerne zu uns.« Und damit hat er so recht. Sie kommen zum Erzählen, zum Kuchen essen und Tee trinken und zum Arbeiten. »Wir wollen Brücken der Versöhnung bauen, wir wollen unseren Kameraden mit ganzem Herzblut helfen. Das ist einem von Gott gegeben, oder nicht.«

Ihnen allen ist es gegeben, und es macht sie so einzigartig und bewundernswert, dieser Wille etwas zu bewegen und zu verändern, für die anderen da zu sein und Versöhnung und Austausch mit Menschen aus Deutschland aufrecht zu halten. Woher sie diese ganze Kraft nehmen? Ich weiß es nicht und sie wissen es vermutlich auch nicht wirklich, auch wenn der Mann, der in Dachau war, sagt: »Junge Leute zu sehen ist wie Medizin für uns.« Vielleicht kann es ja wirklich ein bisschen so sein.

Noch ein letztes Glas auf die Gesundheit, und dann gehen sie nach Hause. Haben sie Angst vor dieser Nacht, in der sie wieder nicht schlafen werden können? Werden sie wieder diese Bilder sehen, die Schreie der Wachmannschaften hören und sich mit ihren Ängsten so in sich selbst gefangen fühlen, so alleine?

»Menschen die nicht im Lager waren, können das nicht begreifen!«

Die Mühe ist nicht umsonst:

Entschädigungen für ehemalige russische Zwangsarbeiter

Albert Rühling

Als ASF-Freiwilliger habe ich für die Menschenrechtsorganisation »Memorial« in Moskau gearbeitet. Sie wurde in der Zeit der Perestroika, der Umwandlung von wirtschaftlichem und politischen System und der angeblichen Demokratisierung Russlands, gegründet. Die Mitglieder setzten sich zur Aufgabe, die politischen Repressionen in der Sowjetunion aufzudecken und deren Opfer zu gedenken. Vom heutigen Standpunkt aus betrachtet ist es

einer der wenigen Vereine, die sich durchsetzen konnten und ihren Platz in der russischen sowie in anderen Gesellschaften der ehemaligen Sowjetunion gefunden haben. Dabei hat Memorial wahrscheinlich mehrere kleinere Vereine geschluckt oder ist mit ihnen verschmolzen. Zum derzeitigen Aufbau der Organisation kommen viele regionale Gruppen in Russland und in mehreren Staaten des ehemaligen Ostblocks hinzu – auch in Deutschland und Österreich unterhalten sie Büros. Es ist eine der großen und einflussreichen unabhängigen Organisationen in Russland. Über die anfängliche Arbeit hinaus haben sie auch andere Aufgaben übernommen: Menschenrechtssituation in Russland – sie gehören zu den wenigen, die Informationen aus Tschetschenien für die Öffentlichkeit zugänglich machen, während die Medien sich bei den Fragen um diesen Krieg sehr zurückhalten müssen. Sie veranstalten einen Geschichtswettbewerb für russische Schüler und Studenten, der das Interesse an geschichtlichen Themen fördern soll – die Heinrich-Böll-Stiftung vergibt Stipendien an die Gewinner.

Zudem führen sie von Beginn an ein Archiv zu ehemaligen Zwangsarbeitern, die während des Zweiten Weltkrieges nach Deutschland bzw. in die besetzten Gebiete verschleppt wurden. Die Opfer erwartete nämlich nach ihrer Rückkehr in die Sowjetunion ein trauriges Schicksal – sie wurden als Spione verurteilt und in Lager gesperrt bzw. in die Verbannung in den Osten geschickt. Mit Hilfe der Heinrich-Böll-Stiftung wurde eine Zeitungsaktion in der ehemaligen Sowjetunion gestartet, mit der man die heutigen Adressen der Überlebenden und deren Zahl feststellen wollte. Anlass dazu waren die Bestrebungen von Bündnis 90/DieGrünen, Entschädigungen zu zahlen. Das Archiv wird bis heute unterhalten und ständig erweitert und diente vor kurzem der Bestätigung von Entschädigungsansprüchen in diesem Frühjahr. Die Erfolge »Memorials« sind zahlreich. Es existieren heute ein kleines Museum zum Gulag, das den Lageralltag beschreibt, eine eigene Bibliothek, die sich u.a. mit Geschichte und Menschenrechten befasst, und ein unabhängiges Archiv zu den Repressionen in der Sowjetunion – das ist gerade deshalb wichtig, weil die staatlichen Archive nur sehr selten Auskunft geben und der Öffentlichkeit verschlossen sind. Die russische Regierung oder wenigstens die Bürokraten, die mit Sicherheit mit ihr in Verbindung stehen, haben in der letzten Zeit die Einfuhr von Hilfstransporten nach Russland stark eingeschränkt. Aus diesem Grund hat sich die Zahl der Transporte für »Memorial« vermindert. Die älteren Mitglieder »Memorials«, energiegeladene

Rentner, sind natürlich enttäuscht, da manche Medikamente und medizinische Ausrüstung in Russland für sie nicht vorhanden sind.

Meine erste Aufgabe bestand darin, im Internet Postadressen von russischen Regionalzeitungen zu suchen. Es sollte eine russlandweite Aktion zu den bevorstehenden Auszahlungen an ehemaliger Zwangsarbeiter durchgeführt werden. Kaum jemand wusste davon. Die deutsche Stiftung kümmert sich nur um die organisatorische Arbeit in Deutschland und gründet in den betroffenen Ländern eigenständige Stiftungen, die später das Geld verteilen sollen. Leider ging bei der ersten Auszahlung von einer Milliarde Mark der deutschen Regierung Anfang der 90er ein beachtlicher Anteil des Geldes in der russischen Stiftung verloren. Die russische Stiftung prüfte im vergangenen Jahr lediglich die einzelnen Anträge, machte die Auszahlung aber nicht bekannt, weshalb viele gar nichts von diesen Entschädigungen wussten. Die Antragsteller haben also meist zufällig davon in der Zeitung erfahren oder von jemandem gehört. Deshalb, so erklärte man es mir im Büro, sei diese Arbeit sehr dringend.

Sie hat etliche Stunden gedauert, denn ich konnte kein Adressenverzeichnis dieser Zeitungen finden, lediglich ihre Websites. So habe ich dann auf etwa 180 Internetseiten die Adresse gesucht und notiert. Anschließend musste ich diese noch formatieren, denn sie sollten auf Briefumschläge geklebt werden. Ich war wirklich froh, als alles fertig war und ich mit einer neuen Aufgabe beginnen konnte. So wie ich hörte, war meine Anstrengung nicht umsonst gewesen: Etliche ehemals Verschleppte konnten noch auf die Zeitungsannoncen antworten und rechtzeitig ihre Anträge auf Entschädigung stellen.

Begegnungen in Wolgograd

Martin Müller

Seit kurzer Zeit arbeitet Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in Wolgograd mit einem Projekt in der dortigen lutherischen Gemeinde Sarepta zusammen. Geplant ist die Einrichtung einer Altenbetreuung für Menschen, die Opfer der deutschen Vergangenheit geworden sind. Hier in Wolgograd gibt es das Zentrum für NGO (Non Governmental Organisations), in dem auch die Hilfs-

organisation für die ehemaligen Zwangsarbeiter/innen, darunter auch damals Minderjährige, vertreten ist. Während es in St. Petersburg und Moskau solche Projekte bereits gibt, steht die Arbeit hier in Wolgograd noch ganz am Anfang.

Anfangs war es nicht einfach, überhaupt auch nur an die Hilfsbedürftigen heranzukommen. Über die Vorsitzende der ehemaligen Zwangsarbeiter sind wir zur Vorsitzenden des »Krasnoarmejskij Rajon« gekommen. Diese haben wir dann ein paar Mal besucht, allerdings konnte sie uns keine Adressen von anderen Hilfsbedürftigen geben, ihr selber ging es noch sehr gut. Irgendwann bekam ich dann eine Adresse einer Frau, die alleine wohnt, aus dem Nachbarbezirk, die ich jetzt auch regelmässig besuche.

Frau I. ist eine Frau in den 70ern, sie wohnt alleine in einer Wohnung, in der sie seit der Fertigstellung des Wohnhauses wohnt. Nach und nach sind die Kinder ausgezogen und ihr Mann, der Zwangsarbeiter in Deutschland war, ist verstorben. Heute wohnt sie alleine, hat Probleme mit den Beinen, was es ihr unmöglich macht, aus dem Haus zu kommen. Ihr Sohn besucht sie regelmäßig, aber eigentlich ist sie weitgehend alleine. Wenn ich sie besuchen fahre, setze ich mich zu ihr an den Tisch, wir trinken einen Tee zusammen, und dann hat sie wieder genug für die nächsten Stunden zu erzählen: dass ich das meiste von dem, was sie erzählt, nicht verstehe, ist nicht wichtig. Einfach die Möglichkeit, wieder ein wenig zu erzählen, zu lästern und zu tratschen ist ihr, denke ich, sehr wichtig.

Bei diesen Altenbesuchen war allerdings immer noch das Problem, dass wir zwar einigen alten Menschen helfen können, es aber bei unserer Hilfe bleiben würde und alles nach Ende unseres Dienste abbrechen würde. Im Dezember des letzten Jahres kam ein Mann aus Köln mit uns zusammen, der im Rahmen der Städtepartnerschaft Wolgograd – Köln ein Fünf-Jahres-Projekt aufbauen wollte, das sich mit der Altenbetreuung der ehemaligen Zwangsarbeiter/innen beschäftigen sollte. Der ganze peinliche Rummel um die Zwangsarbeiterentschädigung hatte doch ihr Gutes, denn dies war Anreiz für die Stadt Köln, Geld für die Hilfe der Opfer zugeben. Es ist geplant, eine Sozialstation mit Ärzten, Krankenpflegern und Freiwilligen aufzubauen, die alle von diesem Fond bezahlt werden. Medizin, Essenzubereitung und einfache Besuche, wie ich sie mache, inbegriffen.

Dieses Projekt sollte zum 1. Januar 2002 anfangen, aber leider ist seit unserer Unterhaltung nichts geschehen. Zudem zweifelt man im Zentrum NGO, das die Sache leiten soll, ob die einmalige Zahlung von 500 000 DM für die fünf Jahre reichen wird. Man rechnet in Wolgograd mit etwa 2000 ehemaligen Zwangsarbeitern/innen, hier muss dann geprüft und untersucht werden, welche Leute wieviel Hilfe bedürfen.

Wegen der bürokratischen Hindernisse habe ich mich direkt an das Zentrum NGO mit der Bitte gewandt, mir direkt ein paar Adressen von Hilfsbedürftigen zu geben, worauf ich die sämtlichen Adressen der registrierten Zwangsarbeiter/innen der nächsten Bezirke bekam. So konnte ich etwa zwölf Adressen von Hilfebedürftigen raussuchen. Diese Menschen werde ich jetzt nach und nach besuchen und sehen, womit ich ihnen helfen kann.

Die Wichtigkeit dieser Arbeit wurde mir an einem Datum besonderer Art deutlich, dem 20. April. Russische Neonazis nutzten diesen Hitler-Geburtstag als einen Anlass zum Feiern. Sie kamen aus dem ganzen Land nach Wolgograd angereist. Während man in Moskau mit 20 000 Polizisten die Kontrolle behalten wollte und in Strawropol Gegendemonstranten auf die Horde warteten, riet man uns, doch die 500 Meter von der Gemeinde nach Hause mit dem Taxi zu überbrücken, da eine Fangemeinde eines gewissen »Adolf Gitler« auf der Straße sei. Das war die bedrückendste Nacht in Russland, die ich bisher erlebt hatte, gezeichnet von Angst, Wut und Verzweiflung.

Ich musste daran denken, dass vor kaum mehr als 60 Jahren beispielsweise Gregorij I., einer der von mir betreuten alten Leute, noch in Deutschland war, um irgendwo in Sachsen unter Zwang zu arbeiten, einzig aus dem Grund, weil er Russe ist. Nach dem Krieg ist er nach Russland zurückgekehrt, wurde dort von den Russen gemieden und als Kollaborateur beschimpft. Er erfuhr auch Unterdrückung in der Form, dass er keine gute Arbeit bekam. Nach 1991 bekam er lediglich eine einmalige Entschädigung von 50 DM von dem Verein Köln-Wolgograd. Ein ähnliches Schicksal teilen viele der ehemaligen Zwangsarbeiter/innen.

Als ich Gregorij I. gemeinsam mit einem Freund in dem kleinen Dorf etwa 20 Kilometer von Wolgograd an der sechsten Schleuse des Wolga-Don-Kanals zum ersten Mal aufsuchte, trafen wir einen alten, etwas schwerhöri-

gen, armen, aber sehr netten und liebenswürdigen Mann, der sich gerne von uns helfen ließ, der gerne aus seinem Leben erzählte, gerne lachte und sang. Einen Pfosten seiner Gartentür sollten wir mit Mörtel wieder in die alte Form bringen, aus Butterblumenblüten Tee kochen, und Unkraut jäten. Das Telefon ist schon lange kaputt, nachdem der Verteiler im Dorf einmal den Geist aufgegeben hat, ist das ganze Dorf abgeschnitten. Gregorij I.'s größtes Problem ist nicht die Armut, nicht das Alter, sondern seine Einsamkeit. Ich habe mich gefragt, welch schlimme Erinnerung wohl die aufkommenden Neo-Nazis ihm auslösen.

An diesem 20. April fühle ich mich als Deutscher in Russland einsam. Es ist ein russisches Problem, einerseits auf den Nationalismus zu setzen, um die Russen »bei Laune« zu halten, so wurde z.B. ein Sonntag in den »Tag der russischen Jugendlichen« umgetauft. Gleichzeitig ist die russische Nationalität so instabil, dass man vor lauter Minderwertigkeitsgefühlen nicht gegen Japan in der WM verlieren kann, ohne dass in der Moskauer Innenstadt Hooligans Asiaten tyrannisieren und zwei Menschen sterben müssen. Putin setzt gezielt darauf, die Russen in ihrem Nationalstolz zu stärken. Dies geht so weit, dass man Nationalstolz als eine uneingeschränkte Liebe zum eigenen Land und uneingeschränktes Vertrauen zur eigenen Regierung definiert; mit anderen Worten: Kritik an den eigenen Politikern, am eigenen Staat wird als Verrat angesehen. Jüngst beschwerte sich ein Botschafter aus dem Kaukasus, dass seine Mitarbeiter sich nicht mehr sicher fühlten: Ein Dolmetscher war in der Moskauer Innenstadt von Nazis erschlagen worden. Ein Preis, den man eingibt, wenn man den Tschetschenienkrieg als einen Krieg gegen die bösen kaukasischen Terroristen erscheinen lässt. Wie weit das Pendel ausschlägt zeigt sich, wenn man an den 20. April denkt – hier wird der größte »Feind« der Russen gefeiert.

Bücher – und was sie nicht vermitteln können

Michael Herold

Vor zwei Jahren wusste ich viel. Nicht nur über Algebra, Newtons Gesetzgebung oder Goethes Faust. Ich wusste auch einiges über Geschichte – zumindest die Details. Ich konnte referieren, wie es zum Vertrag von Brest Litok

gekommen war, wie Chamberlains appeasement-Politik ausgesehen hat oder was der Hitler-Stalin-Pakt eigentlich beinhaltete. Geschichts-LK sei Dank. Nun habe ich das meiste aus der Mathematik vergessen und muss wirklich lange nachdenken, bevor ich irgendetwas über irgendeinen Vertrag sagen kann, den »die Deutschen« im letzten Jahrhundert unterschrieben haben. Aber nun kenne ich Luba, Aron, Hilda und viele andere »Klienten« vom Projekt »Ezra«.

Luba war eine junge russische Teenagerin zur Zeit der Revolution von 1917. In den Vierziger Jahren gehörte sie zu denen, die sich in den Wäldern Polens vor den Nazis verstecken konnten. Aron war Gefangener und Zwangsarbeiter im Konzentrationslager Mauthausen. Hilda hat alles getan, um mitzuhelfen, einen neuen jüdischen Staat in Palästina aufzubauen – schon bevor der Zweite Weltkrieg überhaupt angefangen hatte.



Ich wusste nicht viel über Judentum oder jüdische Kultur und Geschichte, bevor ich nach New York kam, um einen 18-monatigen Freiwilligendienst mit Aktion Sühnezeichen zu leisten. Tatsache ist, dass ich den ersten Juden in meinem Leben mit 17 kennen lernte – bei einem Besuch einer alten Synagoge Krakaus – Stunden nachdem ich die Gedenkstätte in Auschwitz gesehen hatte. In der Kleinstadt, in der ich aufgewachsen bin und die ersten 19 Jahre meines Lebens verbracht habe, ist ein Friedhof die fast einzige Erinnerung an die jüdische Gemeinde.

Jetzt, nach 18 Monaten bei »Ezra«, mit ASF, weiß ich mehr. Ich würde es nicht wagen, mich als Spezialisten für deutsch-jüdische Beziehungen zu bezeichnen. Aber ich habe vieles auf einer sehr einfachen, sehr menschlichen Basis über die Bedeutung des Holocausts für das Leben Einzelner gelernt. Über Verantwortung gegenüber der Geschichte – sowohl »der deut-

schen« als auch »der jüdischen«. Darüber, was es heißt, alt zu sein. Alleine zu sein.

Von Neun bis Fünf ...

Für anderthalb Jahre habe ich bei dem Projekt »Ezra« gearbeitet. Bei dieser relativ kleinen, aber sehr herzlichen Organisation an der Lower East Side von Manhattan. Gegründet von jüdischen Studenten in den Siebzigern, die etwas für die armen, hilfebedürftigen jüdischen Senioren in diesem historisch so reichen Stadtteil tun wollten. Trotz aller Schwierigkeiten immer noch auf den Prinzipien von Basisdemokratie, Gleichheit und Unabhängigkeit beruhend, an der Idee von »Tikun Olam« (»die Welt reparieren«) festhaltend – ich habe es einfach von Anfang an gemocht.

Jede Woche besuchte ich mehr oder weniger die selben »Klienten«: um etwas Zeit mit ihnen zu verbringen, um einkaufen zu gehen, die Zeitung vorzulesen, den Fernseher zu reparieren, zu reden – oder einfach und meistens, um zuzuhören: ihren Lebensgeschichten, ihren Alltagsproblemen. Die Hälfte »meiner Alten« sind geborene Amerikaner, die anderen stammen aus Europa. Einige hatten die Möglichkeit, den Kontinent zu verlassen, bevor es zu spät war, andere gingen durch die Hölle des Holocausts, verloren zum Teil ihre ganzen Familien. Für die meisten war es bereits eine »normale« Sache, dass ein junger, etwas naiver Deutscher in ihre Wohnung kam – das Projekt »Ezra« und Aktion Sühnezeichen arbeiten bereits seit 17 Jahren zusammen. Für zwei Überlebende und besonders für mich war es eine völlig neue Erfahrung. In der Tat eine intensive, wichtige.

Teil der sogenannten »dritten Generation« von Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg und Teil einer Organisation zu sein, die die Gräueltaten des Holocausts nicht vergessen will, die Verantwortung gegenüber der Geschichte »ihres« Landes fordert, die versucht, »Zeichen der Versöhnung« zu setzen – es war oft vor allem dieser Hintergrund, der mir immer und immer wieder Motivation gab. Wenn es die dritte kurze Nacht in einer Woche gewesen war, ich im bequemen Sessel saß, fühlte ich alles andere als Müdigkeit oder Längeweile, wenn Miriam wieder einmal hören wollte, wie es denn jetzt mit dem Denkmal für die ermordeten Juden Europas in Berlin aussieht oder ich mit Hilda über die derzeitige Situation in Israel diskutierte. Auf der anderen Seite habe ich es schlichtweg mit alten Menschen zu tun gehabt. Eine Arbeit, die

– um ehrlich zu sein – nicht meine erste Wahl gewesen war, als ich mich bei ASF beworben hatte.

Nun bin ich mehr als froh, exakt diese Art des Freiwilligendienstes geleistet zu haben. Es ist nicht nur die Tatsache, dass ich die Möglichkeit hatte, mit »Zeitzeugen« zu arbeiten, die junge Leute in zehn Jahren nicht mehr haben werden. Es bot mir zudem die schlichte Gelegenheit, Stunden über Stunden mit Menschen zu verbringen, die niemals ein College besucht haben, die weder um die Welt gereist sind noch Marlene Dietrich live gesehen haben, aber die eine Weisheit ausstrahlen, die wohl nur das Leben – besser gesagt ihr Leben – lehren kann.

Ich weiß, dass dies romantisch, idealistisch klingt und gebe zu, dass ein »Job« in der Altenarbeit auch alles andere als euphorisch stimmen kann. Aber es ist die Erinnerung an eine tolle, wichtige Zeit, die bleibt, die ich mit nach Deutschland nehmen und niemals vergessen werde. Stellt Euch einfach vor, mit einer 100-jährigen über Beziehungsschwierigkeiten zu sprechen oder einem stolzen, alten Mann Heinrich-Heine-Gedichte vorzutragen, die dieser vor 70 Jahren auswendig gelernt und – ja es stimmt – immer noch mitsprechen kann.

... und die Gedanken danach

Verbunden mit meiner Arbeit war die Erfahrung, für anderthalb Jahre in New York City zu leben. Neben dem großartigen kulturellen Angebot dieser Stadt, neben der Tatsache, dass es für mich das erste Mal war, an einem anderen Ort als meiner Heimatstadt zu leben, war es eine sehr bedeutende Zeit, auf eine ganz alltägliche Art. Hier war ich Ausländer (obwohl das in New York nicht wirklich schwierig ist), hier war ich es, der Probleme mit der Sprache, mit der Einwanderungsbehörde und am Anfang wohl auch mit der »Kultur« hatte. All das, nicht mehr in Deutschland zu sein, für eine jüdische Organisation zu arbeiten, in den Vereinigten Staaten von Amerika zu wohnen (ein Land, in das ich mehr als skeptisch gereist bin), hat meine Sichtweisen geprägt, zum Teil wohl auch verändert. Nein, ich habe keine anderen politischen Überzeugungen als zuvor, aber ich denke, ich verstehe komplizierte Themen wie den israelisch-palästinensischen Konflikt oder die amerikanische Außenpolitik besser und beurteile sie anders.

Ich kann sehr gut nachvollziehen, wenn einige Amerikaner eine so andere Einstellung dazu haben und nicht weniger überzeugt sind. Und auf der

anderen Seite waren die Begegnungen mit denen, die ihre Regierung sehr kritisch sehen, so zahlreich, dass ich mich mehr als einmal fragen musste, warum ihre Stimmen in den europäischen Medien keinen Platz finden. Zugegeben: In der amerikanischen Mainstream-Presse sieht es nicht viel besser aus.

Was mich erschreckt hat, war, wie leicht bestimmte Dinge für mich »normal« geworden sind. Es verging kaum ein Tag, an dem ich keinem Bettler in der U-Bahn begegnet bin, an dem ich nicht die »Verlierer« dieser Gesellschaft gesehen habe. Sicherlich, bevor ich mich darüber beklage, sollte ich mich fragen, ob ich auf diese »Normalitäten« nicht wie jeder andere New Yorker reagiere und warum es dazu nur wenige Monate brauchte. Das kann ziemlich unangenehm sein. Doch da war und ist immer noch etwas in mir, das diese Situationen nicht als gegeben sehen will, das eine andere Vorstellung von einer freien Gesellschaft hat. Und das ist gut so!

Obwohl ich auf ähnliche Probleme und Herausforderungen gestoßen bin, mit denen Migranten umgehen müssen (und denen einige meiner Klienten bei ihrer Ankunft in die USA ausgesetzt waren), wäre es unfair, dieses ernsthaft zu vergleichen. Ich war freiwillig hier, hatte meine gesicherte Krankenversicherung, musste mir nie Sorgen um Geld machen und hatte stets die Möglichkeit abzubrechen, »nach Hause« zu gehen. Mein Leben und meine Arbeit haben mich einmal mehr realisieren lassen, wie gut es mir geht.

Ob ich will oder nicht, eine Frage taucht auf: Habe ich genug getan? Hätte ich nicht mehr tun können? Ich wurde nie schlecht oder ablehnend behandelt. Im Gegenteil, die Feedbacks waren immer sehr positiv, herzlich und stimulierend. Sowohl von meinen Klienten als auch von Mitarbeitern. Ich denke, sie gaben mir viel mehr, als ich zurückgeben vermochte. Es bleibt die Hoffnung, dass ich einigen Menschen helfen und einige ihrer Tage schöner machen konnte.

Doch trotz alledem: Wenn Leute über ASF-Freiwillige sprachen, als ob wir die einzig »guten Menschen« dieser Welt wären, habe ich mich regelmäßig aufgeregt. Ja, es stimmt, es ist ein tolles Programm. Aber daran teilzunehmen, macht einen weder »besser« noch »befreit« es von Verantwortung in der Zukunft. The beat goes on! Überall.

Begegnung mit Geschichte – ein Weg in die Zukunft

Hartmut Ziesing

Erstmals trafen sich junge Israelis, Polen und Deutsche zu einem Seminar in der IJBS Oświęcim/Auschwitz

Die jüdisch-deutschen Beziehungen nach Auschwitz hat der Historiker Dan Diner als »negative Symbiose« bezeichnet, eine gegensätzliche Gemeinsamkeit – gewollt oder nicht. Diese Symbiose prägt nicht nur die Vergangenheit sondern auch Gegenwart und Zukunft. Ohne Einschränkungen können auch die Polen in diese »negative Symbiose« einbezogen werden. In einem trinationalen, polnisch-israelisch-deutschen Projekt in der Internationalen Jugendbegegnungsstätte Oświęcim/Auschwitz (IJBS) war daher der nationalsozialistische Massenmord in Auschwitz und Birkenau Ausgangspunkt für das Zusammentreffen junger Menschen aus diesen drei Ländern.

Was wie eine Selbstverständlichkeit scheint – junge Deutsche, Israelis und Polen gemeinsam in Oświęcim/Auschwitz – ist das genaue Gegenteil: Eine intensive Auseinandersetzung mit der Geschichte der Massenvernichtung und ihren Auswirkungen hatte zusammen mit jungen Juden aus Israel an diesem Ort bislang noch nicht stattgefunden. Daher veranstaltete die IJBS im März 2002 zum ersten Mal dieses Pilotprojekt in Zusammenarbeit mit der Ev. Jugend Magdeburg und der Municipality of Jerusalem und lud dazu Jugendliche aus Jerusalem, Strzegom, Magdeburg und Weil der Stadt an den Ort des Verbrechens ein, das die drei Nationen trennt und zugleich eng miteinander verbindet. Die Jugendlichen kamen von der Givat Gonen High-school in Jerusalem (Israel), dem S. Zeromski-Lyzeum in Strzegom (Polen), dem Norbertusgymnasium in Magdeburg (Ostdeutschland) und dem Johannes-Kepler-Gymnasium in Weil der Stadt (Westdeutschland).

Die Frage des Umgangs mit dem Holocaust in polnisch-israelisch-deutschen Begegnungen dürfte zu den schwierigsten Problemen im trinationalen Austausch gehören: Die Interpretation und Verarbeitung des Holocaust ist ein Thema voller Emotionen und Konfliktpotentiale. Wenn es gelingt, sich den heiklen Fragen aus der gemeinsamen Geschichte zu stellen, sich gegenseitig zuzuhören und die jeweils anderen Positionen zu verstehen (ohne sie unkritisch zu übernehmen), dann ist dies ein entscheidendes Fundament für das Gelingen trinationaler Begegnungen.

Die Implikationen der NS-Vergangenheit sind auch bei einem Treffen Jugendlicher der dritten Generation nach dem Holocaust präsent und spielen eine Rolle im gegenseitigen Verständigungsprozess. Die Individuen der beteiligten Nationen sind von einer jeweils unterschiedlichen kollektiven Identität geprägt; individuelle Verhaltensweisen können auf die Determinierung durch Regeln der jeweiligen Gesellschaft zurückgeführt werden. Gerade interkulturelle Begegnungen wie dieses Projekt bieten die Chance, sich selber seiner definierten Gruppenzugehörigkeit bewusst zu werden – in der Konfrontation mit anderen kollektiven Identitäten. Wenn also die israelischen, polnischen und deutschen Jugendlichen zusammenkommen, so ist dies kein Treffen von undeterminierten Individuen. Diese Erkenntnis hatte einen erheblichen Einfluss auf das Gelingen der internationalen Begegnung: Die Diskussion und Reflektierung eigener und anderer Verhaltensweisen war nötig, um die pädagogischen Zielvorstellungen zu verwirklichen. Gerade im Zusammenhang mit dem Holocaust sind die individuellen Einstellungen und Verhaltensweisen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer stark durch die kollektiven Identitäten geprägt. Angst, Schuldkomplexe, Scham, Verdrängung, Abwehr, Unsicherheit, Tabuisierung, Sendungsbewusstsein oder Minderwertigkeitsgefühle sind bei jungen Israelis, Polen und Deutschen Ausdrucksformen dafür.

Die jugendlichen Teilnehmer aus Israel, Deutschland und Polen hatten schon vor ihrem Aufenthalt in Oświęcim eine erste Gelegenheit, ihre Perspektiven auf Auschwitz und ihre Ansichten auszutauschen: Sie trafen sich für einige Tage in Strzegom, dem Heimatort der Polen. In international gemischten Kleingruppen beschrieben sie sich gegenseitig, wann und wie sie das erste Mal vom Holocaust gehört hatten und welche Rolle das Thema in ihrem Leben spielt. Die israelischen Schüler wurden deutlich früher mit dem Thema konfrontiert als die Polen und Deutschen. Es wurde aber auch deutlich, dass die Intensität der Auseinandersetzung mit dem Holocaust, wenn auch in unterschiedlichen Formen, durchaus vergleichbar ist. Die zweite Frage, die die Jugendlichen diskutiert haben, war die nach der Bedeutung von »Nationalismus« bzw. »Patriotismus« in den drei Ländern. Dabei wurden zunächst die jeweiligen Bezugsrahmen deutlich: In Israel ist Nationalismus positiv konnotiert, in dem Sinne, dass damit die Verteidigung der Existenz des Staates Israel gemeint ist. Auch für die jungen Polen war Patriotismus eher positiv besetzt, im Sinne eines positiven Geschichtsbildes der polnischen Nation. Die deutschen Schüler verbinden diese Begriffe hingegen eher mit dem

nationalsozialistischen Massenmord, zu dem die nationalistischen Entwicklungen des »Dritten Reiches« geführt haben.

Nachdem sich die Teilnehmer bereits kennengelernt und auch kontroverse Ansichten ausgetauscht hatten, fuhr die Gruppe gemeinsam nach Oświęcim, wo sie fünf Tage in der Internationalen Jugendbegegnungsstätte Oświęcim/Auschwitz verbrachte. Zunächst lernten sie die Stadt Oświęcim kennen, Jugendliche aus der Stadt führten sie. Der Besuch in der Synagoge führte ihnen vor Augen, dass über 50% der Bevölkerung vor 1939 Juden waren, eine Tatsache, die vor allem bei den israelischen und deutschen Jugendlichen kaum bekannt war. In nationalen Gruppen besuchten die Teilnehmer anschließend die Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau – mit hervorragenden Guides des Museums. Die Reflexion über die Erfahrungen fand dann wieder in gemischt-nationalen Kleingruppen statt: Die Jugendlichen erstellten Wandzeitungen über ihre Eindrücke, sie schrieben Texte, malten Bilder und lasen Ausschnitte aus Peter Weiss' »Die Ermittlung«.

Zu einer besonderen Begegnung kam es während der weiteren Tage: Jerzy Bielecki, polnischer Häftling in Auschwitz, berichtete den Jugendlichen über seine erfolgreiche Flucht in einer SS-Uniform, zusammen mit einer Jüdin, in die er sich im Lager verliebt hatte. Seine Geschichte vermittelte den Jugendlichen nicht nur mehr vom Leben im Lager – sie ist auch zutiefst menschlich und verband alle drei Gruppen auf eine eigene Weise miteinander, weil sein Schicksal jenseits von einfachen Schemen angesiedelt ist. Jerzy Bielecki wurde für sein Handeln von Yad Vashem als »Gerechter unter den Völkern« ausgezeichnet.

Eine besondere Erfahrung war ein Gespräch über die eigenen Familien. In der Vorbereitung auf das Projekt hatten die Jugendlichen ihre Großeltern interviewt. Der Großvater einer deutschen Schülerin war z.B. aktiv in einer NS-Jugendorganisation. Nach der Erzählung über ihn diskutierte die Gruppe über den Einfluss der Nationalsozialisten auf die Bildung. Die Großmutter einer polnischen Schülerin wurde als Zwangsarbeiterin nach Deutschland geschickt. Dies war für die jungen Israelis neu – dass auch Polen während der deutschen Besatzung Polens so schwer gelitten hatten. Die Großmutter eines israelischen Jungen überlebte zunächst mit einer falschen Identität in Amsterdam, bevor sie doch nach Birkenau deportiert wurde. Die Großmutter

eines jüdischen Mädchens wurde nach Sibirien verschleppt. Nach dem Krieg wurde sie vor einer Rückkehr nach Polen wegen Pogromen an Juden gewarnt. Andererseits gab es einen polnischen Großvater, der drei jüdische Kinder versteckt hatte, die anschließend mit ihm in einer Partisanenorganisation gegen die Deutschen kämpften. Diese Gespräche waren mehr als Geschichtsunterricht, sie waren persönliche biographische Forschung für die jungen Israelis, Polen und Deutschen.

Zwei Zeremonien schlossen das Programm in Oświęcim ab. Im sogenannten »Sauna-Gebäude« in Birkenau bereitete die israelische Gruppe eine Feier vor. Vor der eindrucksvollen Ausstellung der Privatfotos dort, lasen die Jugendlichen Texte von Überlebenden, trugen Gedichte vor und sangen Lieder und die israelische Nationalhymne. Ungewöhnlich bewegend war eine spontane Idee: Nach der Zeremonie luden einige der Jugendlichen aus Israel zum Gespräch ein – im Kreis diskutierten alle Jugendlichen lange über ihre Eindrücke und Empfindungen. Eine zweite Zeremonie bereiteten die Polen und Deutschen gemeinsam vor. Sie fand in Auschwitz in der polnischen Nationalausstellung statt. Auch dort wurden Texte und Gedichte vorgetragen, wurde gebetet. Beeindruckend war eine gemeinsame Lesung der jungen Polen, Israelis und Deutschen des Gedichtes »Die Todesfuge« von Paul Celan – jede Strophe in einer anderen Sprache vorgetragen.

Das Projekt wurde in Krakau, Berlin und Magdeburg fortgesetzt, doch die Eindrücke aus Oświęcim überdauerten das weitere Programm. Ein zweiter Teil des Seminars fand in Deutschland statt. Das Projekt hat gezeigt, dass eine Begegnung junger Israelis, Juden und Deutscher in Oświęcim und über die Auseinandersetzung mit dem Geschehen in Auschwitz-Birkenau möglich ist. Die Diskussionen waren sehr intensiv und der Komplexität der Problematik angemessen. Der schwere und lange Abschied am Ende des Programms hat gezeigt, wie sehr sich hier Jugendliche aus Israel, Polen und Deutschland näher gekommen sind. Trotz und wegen der gemeinsamen Geschichte haben sie füreinander Verständnis aufgebracht, sich in die anderen eingefühlt – und auch in den täglichen Kontakten miteinander einfach nur Spaß gehabt.

Autoren/innen-Verzeichnis

Silke Alves, Dekanin in Frankfurt/Main-Höchst.

Michael Herold, 21 Jahre, ASF-Freiwilliger in dem Projekt »Ezra«, New York, von September 2000 bis März 2002.

Hans Koschnick, Vorsitzender von Gegen Vegessen. Für Demokratie, Kuratoriumsmitglied bei ASF.

Dr. Matthias Loerbroks, Pfarrer in der Ev. Kirchengemeinde in der Friedrichstadt in Berlin, Autor des Buches: Weisung vom Zion, Biblisch-theologische Orientierungen für eine Kirche neben Israel, Studien zu Kirche und Israel 19, Berlin 2000.

Jörg Lüer, Referent für Friedens- und Sicherheitspolitik bei der Deutschen Bischofskonferenz und stellvertretender Vorsitzender von ASF.

Martin Müller, 21 Jahre, ASF-Freiwilliger in der Lutherischen Gemeinde Sarepta, Wolgograd, von 2001 bis 2002 und bei der Organisation »Memorial«, St. Petersburg, von 2002 bis 2003.

Irene Pabst, Diplom-Theologin, seit Frühjahr 2002 als Honorarkraft im Referat für Öffentlichkeitsarbeit bei ASF tätig.

Marga L. Randall, Holocaust-Überlebende, Referentin und Autorin.

Otto Rosenberg, Holocaust-Überlebender, gest. 4.07.01.

Albert Rühling, ASF-Freiwilliger bei der Organisation »Memorial«, Moskau, von September 2000 bis März 2002.

Tadeusz Szymanski, Holocaust-Überlebender, Leiter der Besucherbetreuung der Gedenkstätte in Auschwitz und Betreuer des Lagermuseums, gest. 26.08.02.

Dorothea Warneck, 20 Jahre, ASF-Freiwillige im Sozialmedizinischen Centrum des Maximilian Kolbe Werks (Centrum Opieki Socialnje im Maximiliana Kolbego) von September 2001 bis März 2003.

Hartmut Ziesing, Diplom-Sozialwissenschaftler und Studienleiter in der Internationalen Jugendbegegnungsstätte Oświęcim/Auschwitz.

Ausstellungsangebot

Wanderausstellung: **Bilder im Kopf. Auschwitz/Oświęcim – einen Ort sehen** **Obrazy w głowie. Auschwitz/Oświęcim – Ujścia pewnego miejsca**

Wer sich nach Auschwitz begibt, findet einen vielfältigen, widersprüchlichen, ja geradezu absurden Ort der Gegenwart, der Ratlosigkeit auslöst. Der visuelle Eindruck und das Wissen um die Vergangenheit des Ortes lassen sich nicht in Einklang bringen; sie scheinen sich zu widersprechen. Die Vergangenheit wird von der Gegenwart überlagert. *Bilder im Kopf* wirft Fragen auf, stellt Antwortversuche und Bilder zur Diskussion. Was sehen die Besucher in der Gedenkstätte? Was in der Stadt Oświęcim? Mit welchen Bildern und Vorstellungen kommen sie nach Auschwitz? Woher stammen sie? Wie verändern sie sich? Welche Zugänge erschließen sich die Besucher zu diesem Ort?

Ausgangspunkt sind Foto-Workshops mit Jugendlichen aus Polen, Deutschland, Österreich, Finnland, der Ukraine, Weißrußland u.a., von 1991–1995 in der Jugendbegegnungsstätte Oświęcim.

Bilder im Kopf soll im Bildungsbereich ein Forum bei der Auseinandersetzung mit Geschichte und Gegenwart bieten, eine Hilfestellung zur bewussteren Wahrnehmung ihrer Realitäten sein. Die Ausstellung wurde erarbeitet vom Fritz Bauer Institut und kann ausgeliehen werden.

Ausstellungsband

Zur Ausstellung ist ein gleichnamiger deutsch-polnischer Begleitband erschienen. Herausgegeben von Knut Dethlefsen und Thomas B. Hebler, Verlag Edition Hentrich, Berlin 1996, 176 Seiten, 134 Abbildungen, Schriftenreihe des Fritz-Bauer-Instituts; Bd. 12

Plakatwerkmappe mit Begleitheft

Für die pädagogische Arbeit mit der Ausstellung wurde eine gleichnamige, deutsch-polnische Plakat-Werkmappe mit Begleitheft erstellt.

Preise je einzeln:

Ausstellungsband: EUR 9,90; Plakatwerkmappe: EUR 15,00.

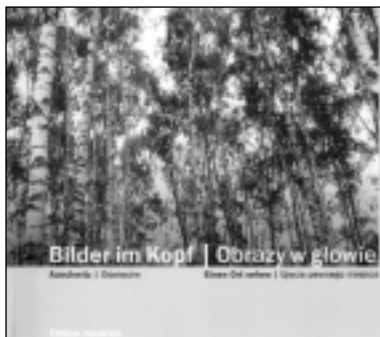
Ausstellungsband und Plakatwerkmappe zusammen: EUR 20,00 (jeweils zzgl. Porto).

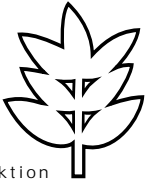
Bestelladresse:

GVA Versandservice,
Anna-Vandenhoeck-Ring 36, 37086 Göttingen,
Tel.: 0551/ 91086, Fax: 0551/91274,
eMail: versandservice@t-online.de

Information zur Ausstellung und zur Plakatwerkmappe:

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste
Projektbereich Interkulturalität, Ulla Kux
Auguststraße 80, 10117 Berlin
Tel.: 030/28 395-165/-184,
Fax: 030/28 395-135,
eMail: kux@asf-ev.de





Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.
Auguststraße 80 · 10117 Berlin
Telefon (030)28395-184
Fax (030)28395-135
e-mail: asf@asf-ev.de
Internet: <http://www.asf-ev.de>

Die kritische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und seinen Verbrechen ist für die Aktion Sühnezeichen Friedensdienste (ASF) Motiv und Verpflichtung für konkretes Handeln in der Gegenwart. Seit der Gründung der christlichen Friedensorganisation im Jahr 1958 haben mehrere zehntausend Menschen durch ihre Friedensdienste mit ASF kleinere und größere Zeichen gesetzt: *gegen Rassismus und Ausgrenzung – für Frieden und Toleranz, gegen das Vergessen – für eine menschliche Zukunft.*

Langfristige Friedensdienste

Im Mittelpunkt der Aktivitäten der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste stehen die langfristigen Freiwilligendienste. ASF-Freiwillige arbeiten jeweils für 18 Monate in einem von 120 Projekten in 13 Ländern. Die Tätigkeiten reichen von der Mitarbeit in Gedenkstätten und Erinnerungsinitiativen oder bei Friedens- und Antirassismusorganisationen bis zur sozialen Arbeit in Behinderten- und Altenheimen oder der Hilfe für Obdachlose, Flüchtlinge und ethnische Minderheiten. ASF-Projekte gibt es in Belgien, Bosnien-Herzegowina, Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Israel, den Niederlanden, Norwegen, Polen, Rußland, Tschechien, den USA und Weißrußland.

Kurzfristige Freiwilligendienste

Als kurzfristige Freiwilligendienste bietet Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in jedem Sommer mehr als 20 internationale Sommerlager an. Jugendliche aus vielen Ländern leben und arbeiten für zwei bis drei Wochen in ausgewählten Projekten.

Zu den Schwerpunkten der internationalen Sommerlager gehören Arbeiten zur Erhaltung von Synagogen, jüdischen Friedhöfen und Gedenkstätten, Mitarbeit bei Bau- und Erhaltungsmaßnahmen an sozialen Einrichtungen sowie gemeinsame Freizeiten mit behinderten Kindern und Erwachsenen. Mit der praktischen Arbeit ist eine inhaltliche Auseinandersetzung mit der NS-Geschichte verbunden, um politisches Bewußtsein für die Gegenwart und die Zukunft zu schärfen.

Politische Arbeit

Wer sich mit der Vergangenheit beschäftigt, kann zur Gegenwart nicht schweigen. Deshalb meldet sich die Aktion Sühnezeichen Friedensdienste zu politischen Themen zu Wort. Besonderes Augenmerk gilt dabei der Anerkennung und Entschädigung von NS-Verfolgten sowie den Bereichen Frieden, Rechtsextremismus, Rassismus, Asyl und dem christlich – jüdischen Dialog

Kollektenbitte für die Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.

Gedenken heißt einlassen. Einlassen auf Leiden und Taten, die vergangen sind und doch nachwirken. Darauf lassen sich die Freiwilligen von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in 12- oder 18-monatigen Diensten oder in internationalen Sommercamps ein. Sie arbeiten mit Überlebenden des Holocaust, mit ehemaligen Zwangsarbeitern/innen, mit behinderten Menschen, mit Flüchtlingen und in Gedenkstätten. Herz, Kopf und Hände lernen, Neues wahrzunehmen und zu gestalten.

Dies ist der Versuch einer Praxis der Umkehr, die nach ihrer Rückkehr weitergeht und ein Versuch ist, diese Welt jenseits der großen Politik auf Wegen aus der immer noch lebendigen Zerstörung zusammenzuführen, ohne die Unterschiede wegdenken zu müssen.

Die Aufgabe, sich auf eine Auseinandersetzung mit unserer noch nachwirkenden Geschichte einzulassen, erfordert Mut und Kraft. Es sind aber gerade die persönlichen Begegnungen mit Zeitzeugen/innen, die nicht durch Wissen aus Büchern und Schulunterricht ersetzt werden kann. Aus den persönlichen Begegnungen erwächst die Bereitschaft zu einem Engagement für Versöhnung und gegen Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus in unserer heutigen Gesellschaft.

Die Freiwilligen und wir, die wir diese Arbeit begleiten, sind auf Ihre Gabe und Ihr Gebet angewiesen und danken Ihnen dafür.

Dr. Christian Staffa
Geschäftsführer von ASF



Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.
Auguststr. 80
10117 Berlin
Spendenkonto:
Bank für Sozialwirtschaft (BLZ 100 205 00)
Konto – Nr. 311 37-04